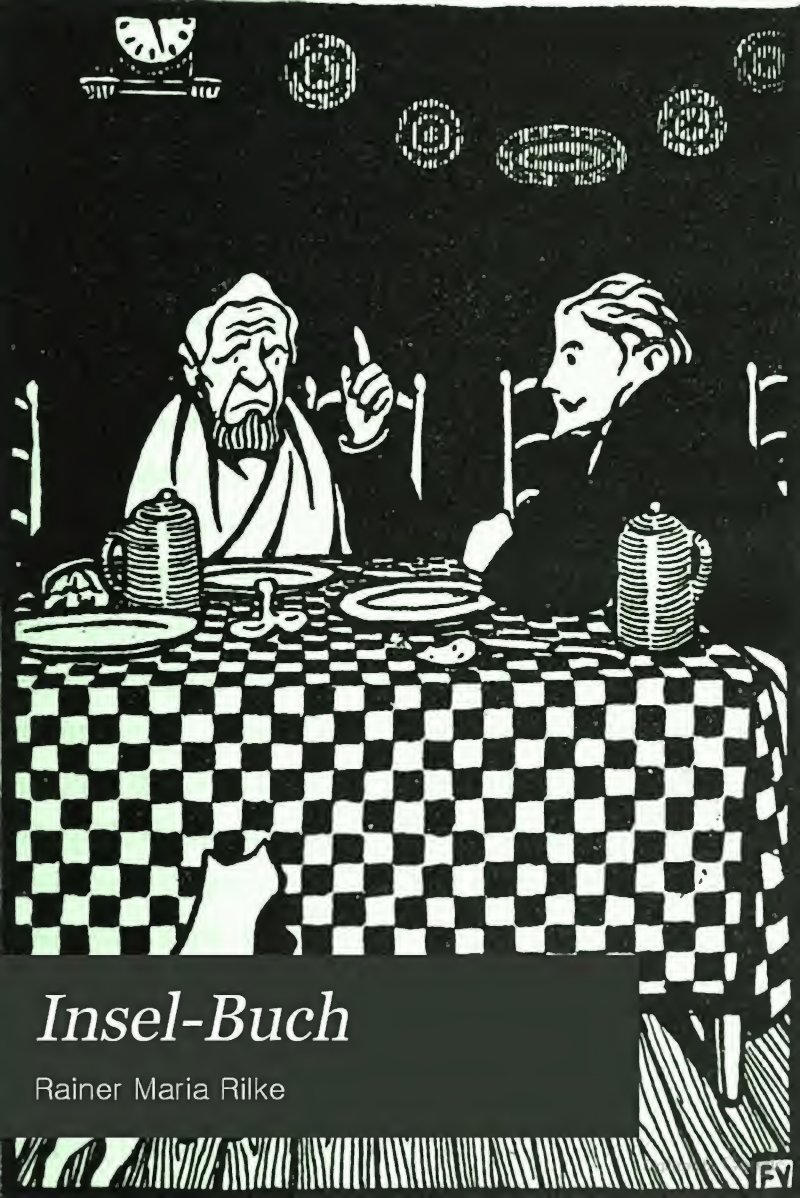


Insel-Buch

Rainer Maria Rilke

INSEL-BUCH

IM INSEL-VERLAGE G m b. H.
LEIPZIG IM JAHRE 1902.

Wilhelm Bonness,
Charlottenburg 1907.



R. Savage, Der faule Ritter aus Undine

INSEL-BUCH

ERSCHIENEN IM INSEL-VERLAG
G. M. B. H. LEIPZIG ANNO 1902

Dieses Büchlein wurde gedruckt in
der Offizin W. Drugulin in Leipzig

VORWORT

Dieses kleine Buch entlehnt seinen Namen und seinen Inhalt der jetzt im 3. Jahrgange erscheinenden Zeitschrift „Die Insel", welche von A. W. Heymel, R. A. Schröder und dem Unterzeicheten begründet wurde. Sein Zweck ist, die falschen Meinungen zu zerstreuen, welche sich über diese ästhetisch-belletristische Revue gebildet haben. Es soll jedermann, der Lust dazu verspürt, Gelegenheit geben, sich ein Urteil zu bilden über das seiner Meinung nach Gute oder Schlechte, für das die Zeitschrift aus ernsthaften Gründen eingetreten ist.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, wie es möglich gewesen ist, dass Meinungen entstehen konnten wie die: Die Insel sei das Organ der symbolistischen Décadence, oder: Die Insel sei das Blatt der Neu-Romantiker oder: Die Insel diene dem künstlerischen Mystizismus, — und was dergleichen Unterstellungen mehr sind. Wer die Stücke dieses kleinen Buches vorurteilslos liest und das Inhaltsverzeichnis der zwei ersten Jahrgänge

durchsieht, wird ohne weiteres erkennen, dass derartige einseitige Ziele den Begründern der Insel fern lagen. Das Vorwort des Unterzeichneten zum dritten Jahrgang (Oktober 1901) möge als Versicherung dessen aufgefasst werden, dass die Insel auch weiterhin nicht die Absicht hat, eine Paradigmensammlung für irgend welche künstlerische Richtungsprogramme abzugeben.

Otto Julius Bierbaum

INHALT

CYPRIAN BARBALLE

Von Gustave Kahn. Aus der Handschrift übersetzt
von Otto Julius Bierbaum

Herr Fridolin Petit-Gateau, Notar in der Rue des Graviliers zu Paris, beschloss eine Unterredung, zu der Herr Cyprian Barballe eigens auf sein Studierzimmer gekommen war, also: „Ausser diesen achtzehnhundert Franken Lebensrente und den zehntausend Franken Kapital netto aller Kosten, sowie ausser seinem Hause in Cardycke hinterlässt und vermacht Ihnen Ihr Onkel Herr M. van Turlure fernerhin diesen verschlossenen Brief, der vom Erblasser meinem Kollegen van Coppegheim anvertraut und von diesem wiederum mir eingeschrieben zu dem Zwecke übersandt wurde, dass er Ihnen aus meiner vereidigten Hand übergeben werde.

Was mag er wohl enthalten — Gutes oder Böses — will sagen: Kapitalien oder einen

Witz aus dem Grabe her? Ich habe jetzt die Ehre, Ihnen die Enthüllung zu überlassen."

„Erlauben Sie, dass ich öffne."

„Nun denn . . ."

„Da," sagte der Erbe, „das ist alles.".

„Oh — ich bin nicht indiskret und auch nicht neugierig."

„Ach, Herr Petit-Gateau, hier giebts keine Indiskretion. Da der Inhalt — Münze ists nicht —:"

Lieber Neffe:

„Vernehmen Sie im folgenden eine meiner letzten Willensäusserungen: In dem Sommer, der dem Tage folgt, wo Sie in den Besitz dieses Briefes kommen, reisen Sie nach Cardycke ab.

Herr van Coppegheim, Notar in dieser Stadt, wird Ihnen dort ein Schlüsselbund übergeben. In diesem Schlüsselbund befindet sich ein kleiner Schlüssel, der etwas luxuriöser als die andern ist. Dieser Schlüssel gehört zu dem Eckschrank, der rechts im

Rauchzimmer steht. Sie werden es sogleich erkennen, obgleich Sie noch niemals in diesem Hause waren. Dort sehen Sie auf einem Gestell aus geschnitztem Holz eine kleine fürstliche Porträtgalerie auf Porzellanpfeifen in gutem Zustande, wohl erhalten und soweit angeraucht, als es das rheinische Porzellan erlaubt. Sie werden nun den oben genannten Schrank öffnen und in ihm auf dem zweiten Fach von unten eine Flasche weissen Curaçao sowie einen Krug Schiedamer finden; das Bordeauxglas, das daneben steht, ist mein Liqueurglas gewesen. In diesem Glas werden Sie zwei Drittel Schiedamer und ein Drittel Curaçao mischen. Unschätzbare Liqueure! Dennoch werden Sie davon 4 (vier!) Gläschen zu sich nehmen. Wollen Sie dazu rauchen, so nehmen Sie den König Humbert vom Gestell und stopfen den mit Knaster und Varinas, die Sie beide auf dem Tisch in einer Büchse, einer alten Palmers-Büchse, bereits gemischt vorfinden. Und wollen Sie auch noch Bier trinken, so nehmen Sie kein anderes Gefäss dazu als den

bunten Steinguttopf mit dem gemütlichen roten Krebs, den ein alter Vlame darauf gemalt hat; er hält gerade einen Liter. Das Bier aber lassen Sie sich aus der Tulpe in Cardycke, Grande Place, kommen. An jenem Abend werden Sie in meinem Rauchzimmer schlafen. Passen Sie hübsch auf, dass Sie nichts zerbrechen! Das übrige wird Ihnen Ihr Gewissen sagen.

Ihr Onkel Jacob van Turlure."

P. S. „Wenn Ihre Base, Barbe van Turlure, der ich viel mehr als Ihnen hinterlassen habe, etwa den Versuch machen sollte, Ihnen irgend etwas abzuschwindeln, indem sie sich beklagt, dass sie an kleinen kostbaren Kinkerlitzchen wie Nippsachen und Schmuckanhängseln leer ausgegangen sei, so ermächtige ich Sie ausdrücklich, sie vor die Thür zu setzen. —

Zum letzten Male Gutenacht.

J. v. T."

„Nun," sagte Herr Petit-Gateau, „das sind die gewissen Junggesellenschrullen. Ich glaube, es ist nur recht und billig, dass Sie alles thun, was er Ihnen da aufgegeben hat. Auf diese

Weise bezahlen Sie nach seinem Tode den Zins für das, was Ihnen Ihr verehrungswürdiger Onkel hinterlässt."

„Ich werde es thun," sagte Cyprian; „und zwar will ich gleich reisen."

Er hatte gerade noch Zeit, dem Direktor der Versicherungs-Gesellschaft „Anti-Phaeton", die seine Leistung pro Monat auf hundert Franken taxierte, seine Demission entgegenzuschleudern, der Dame seiner verlorenen Augenblicke eine kleine Aufmerksamkeit zu Füssen zu legen, bei der „Schönen Gärtnerin" als schlichter Bürger einzutreten und in neuer Umhüllung als eleganter Jäger im Geschmack der komischen Oper wieder herauszukommen; einen Abend mit einem guten Diner, einen Morgen mit einem guten Frühstück auszuzeichnen (beides in entsprechend guten Lokalen), sich einen guten Zola als Reisebegleiter und ein flottes Bicycle zu erwerben: Dann begab er sich nach dem Nordbahnhof. Hier setzte er sich in einen Waggon zweiter Klasse; dieser beförderte ihn zu einem anderen, und dieser wieder führte ihn einem

dritten zu. So kam er, langsam aber sicher, schliesslich auf dem Bahnhof von Brügge an, einem Bahnhof, der das Aussehen einer Kathedrale hat, damit niemand, der in Brügge einzieht, sei es ein Reisender oder ein Paket, sich schnöde rühmen könne, gänzlich hinter die Kirche gelaufen zu sein in diesem Lande der frommen Nonnen, Glocken und Klöster. Sodann brachte ihn ein kleiner Pferdebahnwagen zu einem Dampfschiff, dieses beförderte ihn zu einem Zollwachtschiff, und das setzte ihn in Cardycke ab, wo der Wirt zur Tulpe sich ein aufrichtiges Vergnügen daraus machte, ihm die Thür von Herrn van Coppegheims Hause zu zeigen. Dieser ergriff sogleich das fragliche Schlüsselbund, doch unterliess er es nebenbei nicht, Herrn Cyprian fürs erste eine Zigarre und dann ein Glas südafrikanischen Weines anzubieten, eines südafrikanischen Weines, der in Wirklichkeit seine tropische Herkunft in der stark Weinbau treibenden Stadt Amsterdam hatte, wo er zwischen einem Kanal und einer ausgezeichneten Gewürzhandlung gewachsen war. Dann krönte er

das ehrwürdige Haupt des braven Onkels ausgiebig mit dem Lorbeer preisender Prädikate, und nun führte er den Neffen als Herrn in das Haus, das bisher jenem würdigen Onkel gehört hatte. Worauf er ihm die Güte der Tulpen-Küche beteuerte und den Rat erteilte, sich dem Scharfsinn des Tulpenwirtes anzuvertrauen, der ihm ganz sicher eine begabte Person für alle die Hantierungen aussuchen werde, ohne die an ein geordnetes Hauswesen und den nötigen Glanz seiner Stiefel nicht zu denken wäre. Die ehemalige Dienerin des Onkels nämlich hatte sich, selbst in den Rang einer Erbin aufgerückt, nach ihrem heimatlichen Dorfe zurückgezogen, um als beschauliche Pflanze hier den Rest ihrer Tage zuzubringen. Zum Schluss wünschte er ihm Gutenacht, teilte ihm aber zuvor noch ausdrücklich mit, welch grosses Vergnügen er empfinden würde, ihn wiederzusehen und ihm jede gewünschte Auskunft reichlichst zu erteilen.

Es war ziemlich spät, und im Salon war es kalt. Die Dienerin des Herrn van Coppeg-

heim hatte gerade eine freundlichst geliehene Lampe hereingestellt. Die geschlossenen Fensterläden und die mit Schutzbezügen bedeckten Möbel mauerten Cyprian Barballe förmlich ein. Der leere Tisch mit seinem Ausdruck von Abneigung gegen den neuen Besitzer und Sehnsucht nach dem alten, ferner die grosse Stille, die nicht einmal durch das Ticktack einer Uhr oder das Knabbern einer Maus gestört wurde, griffen Cyprian etwas an; dies und das Gefühl des Alleinseins trieben ihn aus dem Hause in die Gastlichkeit der Tulpe. Als er sich dort gestärkt hatte, blieb er noch ein bisschen im Café, ergab sich beim Bier beschaulicher Musse, beobachtete die Rauchwolkenflüge seiner Zigarre und liess schliesslich den Tulpenwirt wissen, dass er diese Nacht in einem der Tulpenbetten zu schlafen gedächte. Der Wirt führte ihn alsbald in ein enormes Zimmer, das von Mahagoni nur so glänzte, zeigte ihm eine seltsame Art Schrank mit tiefem Bauch, der sich bei näherer Untersuchung als ein Bett entpuppte,

und wünschte ihm gute Nacht und wohl zu ruhen. Barballe war, dank einer ganzen Tagesfahrt und in seinem Zustande völliger Durchrüttelung, in der angenehmen Lage, diesen Wunsch zu erfüllen, und schlief ausgiebig, aber mit rhetorischen Begleiterscheinungen, denn er schmiedete die ganze Nacht an einem Plaidoyer, in dem er dem Direktor des Anti-Phaeton auseinandersetzte, dass er einen Urlaub von mindestens einem Monat benötige, um seinen Roman „Die kleine Elsa“ oder „Die Primel von St. Cloud“ zu Ende zu führen. Dies bewirkte, dass er beim Erwachen das behagliche Schmunzeln eines Mannes zeigte, der seinen Traum belächeln darf, gemischt mit dem Hochgefühle eines Menschen, der ein Blatt seines Lebensbuches wendet, um nun zu wirklich interessanten Kapiteln zu gelangen. So rieb er sich die Hände und betrachtete dabei mit der Miene eines Eroberers ein weisses Geschirr von 35 Centimeter Ausdehnung, das die Rolle einer Kaffekanne spielte, neben einem Geschirr von 10 Centimeter Höhe, das sich als

Milchtopf gebärdete, aber in Wahrheit eine grosse Schale war, sehr tief, nach Art der Gemüsenäpfe; die er in seinem Elternhaus gekannt hatte; daneben machte sich ein Teller mit einer Butterbrotlast von 15 Kubikcentimetern breit. Er ass und trank, während er, der anmutig vorgebrachten Einladung des Herrn Wirtes entsprechend, einer alten Frau, die zu seinem Specialdienst für die Tagesstunden beordert war, einen Schlüssel überreichte. Dann erklärte ihm der Tulpenwirt alles Wissenswerte über die Stadt. Cardycke sei, so wusste er zu berichten, jetzt zwar ein ganz kleiner Ort, aber ehemals habe es sich sehen lassen können; nun, gottlob besserten sich die Geschäfte jetzt wieder, dank einem grossen Überfluss von sehr gesuchten Runkelrüben rings herum. Als Sehenswürdigkeit gab es hier die Spuren französischer Kartätschenkugeln im Südostwinkel des alten Stadthauses; ferner eine alte Mühle, ausserordentlich alt, müssen Sie wissen, und schliesslich bei einem Privatmann (einem Rentier, und dem Tulpenwirt in Freundschaft ver-

bunden) zwei schöne alte Delfter Vasen. Die Post wurde täglich zweimal ausgetragen und expedierte nicht weniger oft. Der Bürgermeister, der Arzt, der Notar und seine Wenigkeit selbst seien liebenswürdige Leute, die französch sprächen. Man könne bei ihm alles, was man wünsche, finden, vorausgesetzt, dass man ihn zwei Tage vorher benachrichtige. Wenn Herr Barballe seine Mahlzeiten aber zu Hause einnehmen wolle, so könne er sich ganz seiner alten Bedienerin überliefern, sie verstände etwas von der Küche und würde überdies in der Tulpe stets gute Ratschläge finden.

Herr Cyprian Barballe unterbrach den Redner, um ihm anzudeuten, dass es ihm angenehm sein würde, in dieser Hinsicht nicht nur von den Ratschlägen des Herrn Tulpenwirts, sondern auch von seiner kulinarischen Praxis zu profitieren. Worauf der Besitzer der Tulpe sogleich einen mässigen Preis vorschlug, den Barballe auf der Stelle annahm.

Dann gab der Tulpenwirt sein klagendes Bedauern wegen des Ablebens von Herrn

van Tulure von sich, den er als einen ruhigen Mann und Bürger schilderte, der nur ein wenig zu stubenhockerisch und abgeschlossen gewesen wäre. Zwanzig Jahre hindurch, von dem Tage an, wo Herr van Turlure gekommen war, sich in diesem Lande als gemachter Mann niederzulassen, war er täglich dreimal in der Tulpe erschienen. Morgens nahm er stehenden Fusses und ziemlich eilig vor seinem Spaziergang eine Mischung von Bittern und Genever; auf dem Rückwege setzte er sich einige Minuten und leerte eine kleine Flasche Bier, wobei er mit dem Repräsentanten der Tulpe über lokale Angelegenheiten plauderte. Wein trank er nur zu Hause. Abends empfing oder machte er Besuche, ging wohl auch ein bisschen spazieren. Um 10 Uhr schickte er die Dienerin zu Bett und schloss sich in sein Rauchzimmer ein; man durfte aus guten Gründen annehmen, dass er so des Abends von 10—1 Uhr in diesem Zimmer rauchte, ass und trank. Der Wirt schloss seine Mitteilungen mit der Versicherung, dass er bei

dem ausgezeichneten Rufe und den wohlaccreditierten Verhältnissen des jungen Herrn glücklich sei, für den Neffen des würdigen Greises sorgen zu dürfen.

Während dieser Zeit dachte Cyprian an all das, was man ihm vom Onkel Turlure früher erzählt hatte. Madame Barballe, geborne van Turlure, hatte von dem Onkel ein im ganzen anmutiges Porträt mit nur wenigen Schattenpartien gezeichnet. Herr van Turlure war für sie ein Musterbruder gewesen bis zu dem Tage, wo sie Herrn Adolf Barballe, Waren-Agent in Paris, rue St. Martin, geheiratet hatte. Das Äussere des Herrn Barballe hatte ihm missfallen, ebenso seine Gewohnheiten, seine Kunden ins Restaurant einzuladen, um dort Geschäfte anzuknüpfen und abzuwickeln. Darum hatte sich Herr van Turlure, der sein Vermögen in der rue du Paradies Poissonieres als Händler in Töpferwaren erworben hatte, von der Stadt nach seiner Heimat zurückgezogen, da ihn diese Familienverhältnisse nicht besonders anzogen, und seit einem Krach, wo sich der Schwager

ein bisschen hatte gehen lassen, war von ihm im Hause Barballe nichts zu hören und zu sehen gewesen. Als aber nach dem frühzeitigen Tode des Herrn Adolf Barballe aus der Frau Barballe eine Witwe Barballe geworden war, hatte er brüderlich geholfen, und er hatte auch zur Erziehung des jungen Cyprian beigetragen. Bevor er sich jedoch zu diesen Ausgaben entschied, hatte er die Reise nach Paris unternommen, um sich zu vergewissern, dass der junge Mann mehr seiner Mutter ähnele als seinem Vater. Beim Tode der Mutter (Cyprian war damals 18 Jahr alt) hatte er ihm brieflich erklärt: erstens, dass es unnütz sei, sich die Mühe von Besuchen bei ihm zu machen; zweitens, dass er ihn für alt genug halte, um sich durchs Leben schlagen zu können; drittens, dass er ihm indessen Hilfsgelder auszahlen lassen würde, aber in Zwischenräumen und ganz nach seinem Belieben; viertens, dass Bitten um ausserordentliche Unterstützungen durchaus und immer zurückgewiesen werden würden. Ausserdem dispensierte er ihn, seinen Neffen,

durchgehends von der Pflicht, ihm zu schreiben, ausgenommen — und das forderte er — am 27. Dezember mit der Abendpost, damit der Brief, der regelmässig eine Photographie Cyprians zu enthalten hatte, ihn am 1. Januar morgens erreiche. Die Antwort war die einzige regelmässige Postanweisung, die Cyprian empfing, eine internationale Anweisung, die ohne die geringste Spur eines Briefes ankam. Und Cyprian erinnerte sich, dass auch seine Mutter schon ihn alle Jahre zum Photographen hatte führen müssen, um dem Onkel sein Bild zu schicken, und dass sie ihm eines Tages in ihrem Esszimmer der kleinen Mansardenwohnung im Marais, wo sie von den Anweisungen des Onkels van Turlure und dem Reste des väterlichen Vermögens lebten, gesagt hatte: „Mein armer Junge, Du siehst Deinem Vater viel zu ähnlich; Dein Onkel wird Dir nicht viel hinterlassen.“ Doch hatte Cyprian bemerkt, dass jedes Mal, wenn er an seinen Onkel eine kleine Auswahl von Versen oder Prosa von sich sandte, es nur selten vorkam, dass der Monat vorüberging,

ohne etwas Geld aus Holland zu bringen. Aber was ihm nun der Onkel hinterlassen sollte, war in der That kein fetter Bissen.

Und nun: was sollte er jetzt thun — es war ihm nicht recht klar. Cardycke und das Haus, wie es so im Scheine der Morgensonne dalag, erschienen ihm hübsch, nett, heimlich. Er durchschritt den Korridor, um bis zum Garten zu gehen. Es war schon ein bisschen weit im Sommer. Der Garten schien mehr die Skizze eines Lustgärtchens als ein gut angelegter Gemüsegarten zu sein. Hier ein entlaubtes Laubengewölbe, da ein paar grosse Päonienbeete. Aber das Erdgeschoss mit den jetzt offenen Fensterläden schien ihm recht freundlich. Der Salon war nüchtern, ein kleines Esszimmer lächerlich empire, aber das Rauchzimmer, das Lieblingszimmer des Onkels, verführte ihn, bestach ihn geradezu. Es ging mit einem grossen Fenster auf einen weiten Horizont vom plattem Land mit Weiden, der im Hintergrunde durch einen gleichmässig gespannten Vorhang von Bäumen an einem Kanal begrenzt wurde. Innen ein viereckiger


FV

Tisch; ein enormer Lederdivan; ein dicker grosser Schrank oben mit Auszügen, die Kupfergriffe hatten, unten mit zwei glatten, verschwiegenen Flügeln aus sehr altem, im Laufe der Jahre gedunkeltem Eichenholz; und rings herum, auf zwei übereinanderliegenden Bords, die drei Seiten des Zimmers verzierten, während die vierte für die Thür und das Pfeifengestell frei war, befanden sich eine grosse Anzahl Poterieen. Er unterschied delfter Krüge, japanische Schüsseln, Vasen von Sèvres, Töpfe aus Stockholm und Deutschland, — aber die ihm vom Tulpenwirt verschaffte Alte pflanzte sich mit einem Besen auf der Thürschwelle auf, und er begriff, dass er heute morgen verschwinden müsse, und ging weg, seinen Gedanken nachhängend und mit der Absicht, sich durch tüchtiges Gehen Anwartschaft auf Appetit zu verdienen. Zu einem Besuch der oberen Räumlichkeiten des Hauses liess er sich noch Zeit.

Aber, als er an der Thür der Tulpe vorbeikam, die fast gegenüber seinem Hause lag, sah er den vergnügten Wanst des Wirtes

lebendig werden und die beiden gekreuzten Hände sich gegen ihn mit freundschaftlichen Winken bewegen; ein „Treten Sie bitte ein" brachte ihn in zwei Sekunden vor ein Glas gemischten Bittern-Genever und einen unbekannten Herrn von der Farbe des Bittern oder eines Ziegelsteins. Der Wirt stellte diese Person als einen der besten Freunde des Herrn van Turlure vor. „Ja, mein Herr," sagte der Unbekannte, „ich darf wohl sagen, dass van Turlure und ich zwei Freunde waren. Seit Herr van Turlure sich entschloss, dies Städtchen zu verlassen, um einige Zeit im Hotel Brekel zu wohnen, das meinem bescheidenen Laden gegenüber liegt, waren wir unzertrennlich. Er that mir die Ehre an, mir mindestens fünf oder sechs Mal im Jahre seine Freundschaft zu bezeugen, indem er mich auf zahlreichen Streifzügen durchs Land mitnahm. Ach, mein Herr, welch ein Exempel von einem Manne war Ihr Onkel; er hatte Weltanschauung in sich, und was für eine! Mein Herr! Ich scheue mich nicht, zu erklären, dass mein Vermögen von einigen

Winken herrührt, die er geruhte, an meinem Tische von seinen Lippen fallen zu lassen. Ihr verehrter Onkel besass unter einem starren, kalten Äussern eine wirkliche innere Vereinigung der herzlichsten Gefühle, gemischt und verbunden mit einer schönen aufs Allgemeine gerichteten Ethik, und dazu war er, wie Sie wissen, ein ungewöhnlicher Kunstliebhaber. Glauben Sie aber nicht, dass Herr Jakob van Turlure die Fülle und Tiefe seines Wesens nur so von sich streute! Ihr Onkel sprach prinzipiell nie. Es sollte mich wundern, wenn er Ihnen je einen Rat gegeben hätte."

„Allerdings . . ."

„Um einen Rat von ihm zu erhalten, war ein Kniff nötig, einfach wie das Ei des Columbus; aber man musste ihn schliesslich finden, und ich habe ihn gefunden."

„Und das war . . .?"

„Zwei Worte: Abend und Burgunder."

„Wie so?"

„Nämlich: Am ersten Tage, wo ich den Besuch Ihres Onkels empfing — (er hatte mich gütigst beauftragen wollen, ihm einen

alten Kupferstich wiederzufinden; denn das ist mein Metier, ich bin Antiquar und auch etwas Kaufmann in echtem Tabak) — also da geruhte er mir irgend ein paar Kleinigkeiten, Schmuck und dergleichen, die aus der Mode gekommen waren, zum genauesten Preise abzukaufen. Ausserdem forderte er als Extraleistung zart aber energisch, dass ich ihn ein wenig durch die Stadt führe. Ich that es mit der exemplarischen Geduld, die ich meinen Kunden gegenüber entfalte (gratis bei einem Kauf von mehr als 20 Gulden) und ich hatte Gelegenheit, zu bewundern, mit welchem zarten Takt Ihr Herr Onkel über die Topographie einer Stadt gewisse Aufklärungen zu fordern wusste, die ein ansässiger Mann nicht gern giebt. Nun, jeder Mensch hat seine schwachen Stellen; das sind nicht meine Sachen. Also um kurz zu sein: Als ich am Abend dieses Tages zu Bett gehen wollte, klopfte Ihr Onkel an meine Thür; und sagte: ‚Ich habe noch vergessen, Sie zu fragen, wo sich der beste Burgunder in dieser Stadt befindet.‘

‚Genau hier,' antwortete ich, ‚aber ich handle nicht damit.'

‚Hm, oh,' erwiderte Ihr Onkel, und ich sah einen Schatten von trauriger Resignation auf seinem Gesicht, dass im übrigen regelmässig zu nennen war, wenngleich eine gewisse Lachsfarbe, die Folge allzuvielen Nachdenkens, auffiel. Ich habe Ursache, es für eine meiner glücklichsten Ideen zu halten, dass ich damals meiner Dienerin läutete und direkt in meinen Laden, unter meine Silberschnallen, seeländische Brochen, friesische Helme, alte Kupferstiche, mitten zwischen die hübschen Firmenschilder meiner Zigarrenkisten einen kleinen Tisch hinstellte mit einer Petroleumlampe, zwei Gläsern und einer Flasche Pomard, ah, einem ganz verteufelten Burschen von Pomard, wovon ich übrigens das Vergnügen haben werde, Sie das vorletzte Glas kosten zu lassen. Und Ihr Onkel sprach, sprach zu mir zwischen zwei Havannawolken: ‚Herr van Speterskerke, Sie machen einen Fehler.'

‚Inwiefern?'

‚Sie füllen Ihr Lager mit kostbaren holländischen Sachen und handeln damit hier; das verrät wenig Scharfsinn.‘

‚Nun, und was würden Sie an meiner Stelle thun?‘

‚An ihrer Stelle verkaufte ich meine holländischen Altertümer ins Ausland, und für hier sammelte ich ausländische Antiquitäten.‘

‚Na und sehen Sie: ich habe in der That einen alten schmutzigen Kasten von Uhr, den ich hier für hundert Sous von einem Bauer gekauft hatte, bald danach für 50 Franken an eine Londoner Niederlage verkauft, und ich habe hier für nichts einen Haufen alter schmutziger Empiremöbel gekauft, die ich einige Jahr später, aufgeputzt und ausgebessert natürlich, zu sehr hübschen Preisen wieder los geworden bin.‘“

„Mein Onkel war wirklich sehr scharfsinnig.“

„Und dazu uneigennützig mein Herr! Was nahm er für diesen scharfsinnigen Rat, der mein Leben geändert hat, den ich der phan-

tasielösenden Kraft des Pomards verdanke? Er suchte sich zuweilen ein nettes Geschirrchen bei mir aus, das ich ihm zum Freundespreis taxierte, und er hat bei mir einen schönen Strassburger Steintopf gefunden, der sein Stolz wurde. Mein Stolz war der Topf nicht, ich habe nie etwas anderes in ihm gesehen, als einen gewöhnlichen Topf, aber zu ihm sprachen die Töpfe, wenigstens habe ich oft genug gesehen, wie er zuweilen mit dem Zeigefinger an ihnen herumklopfte und dann andächtig lauschte. An jenem Tage gab er mir übrigens noch einen ausgezeichneten Rat."

„Und?"

„Er riet mir, zurückgesetzte französische englische und deutsche Bücher nach Gewicht zu kaufen. Ich habe davon dann eine grosse Menge gehabt, und, sehen Sie, nach kurzer Zeit empfing ich Briefe: Mein Herr, ich glaube in Ihrem Schaufenster vor einiger Zeit das Buch von Herrn . . . gesehen zu haben; wollen Sie es mir schicken . . . Und das kam immer häufiger, und die Bücher gingen

ab . . . Ihr Onkel war ein Mann von grösstem Genie."

Diese Behauptung überraschte Herrn Cyprian, aber diese und andere kleine Anekdoten waren ihm doch angenehm zu hören und gaben ihm willkommenes Material, sich ein Bild von seinem Onkel zu modellieren.

Trotzdem war es ihm eine Erleichterung, als die Mahlzeit zu Ende war, denn im ganzen genommen, wird es einem lästig, Aristidis den Gerechten nennen zu hören, und er ging in sein Haus. Es schien ihm doch nützlich, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen und sich über die einzige Etage des Hauses zu unterrichten.

Da war zunächst ein Schlafzimmer; darin ein gewöhnliches Bett mit einer blumengemusterten Decke nebst zwei Stühlen und einer Kommode von moderner Arbeit; an der Wand hing eine Photographie, die ohne Frage ihn darstellte; sie war in der Ecke eines mächtigen Rahmens gut untergebracht; dicht daneben hing eine Art Klagelied. Titel: An meinen Neffen Cyprian Barballe. Es hiess:

Er war ein kleines Kerlchen,
Hatte Knochen im Leib und Gras unterm Schuh,
Er war ein kleines Kerlchen,
Das lief am Tag und legte sich Nachts zur Ruh,
Thät sich zum Essen setzen,
Den Gaumen mit Schwarzbrot letzen,
Trank Gänsewein dazu.

Er war ein kleines Kerlchen,
Jedoch kein Kapitalist,
Man braucht doch nicht zu sparen, wo
Nichts aufzuheben ist.
Hatt' einen Schlüssel und kein Schloss,
Ein alt Hufeisen und kein Ross,
An seinem Gürtel hat die Welt eine silberne Schnalle vermisst.

Er war ein kleines Kerlchen,
Der seine Wäsche auf der Wies'
Bei Frau Bachstelze waschen liess;
Und gleich, sobald der Sommer kam,
Er seinen alten Löffel nahm,

Ihn zum Goldplattkäfer zu tragen,
Der musst' sich mit Putzen plagen.
War'n seine Schuhe bös mitgenommen
(Niemalen hat er neue bekommen),
So trug er sie zur Frau Elster hinaus,
Die wohnt auf der zweiten Pappel drauss,
Dritten Zweig links, nah bei dem Haus
Des Herren van Türlüre.

Er war ein kleines Kerlchen,
Der schlief des Nachts bei Mutter Grün
Und sah im Traume segelkühn
In goldener Barke sich fahren
Zur schönen Stadt Zuckerhütenheim,
Dort kehrt' er im Eselsfelle ein,
Dem Wirtshaus mit goldener Thüre
Beim Hause des Herrn van Türlüre.

Hopla, der Onkel dachte in Versen an mich, der Onkel machte sich pränumerando über mich lustig, der Onkel war fidel und ein Reimschmied; Gott, was für ein komplizierter Onkel. Da muss man weiter schaun!

Es kam nun ein Bücherzimmer, und

Barballe durchforschte es mit dem Schnüffelsinne eines Kritikers. Aber hier gab es zunächst keine Offenbarungen, denn das freundnachbarliche Nebeneinander von Hugo, Henri Martin, Scribe, Daudet, Maupassant, Malot, Reise um die Welt und Casimir Delavigne bot keine besondern Aufschlüsse über die Psyche des Onkels. Erst ein Band, der neben den ihn umgebenden Pappbänden eine gewisse Kostbarkeit zeigte, musste in ihm die Idee erwecken, ihn zu öffnen. Er hies: Punkte und Kommata. Eine gedruckte Widmung: Herrn Jakob van Turlure in Freundschaft und Zuneigung gewidmet von Mme. Alcyon-Martin de Perruche-le-Roi; und eine geschriebene in blasser Tinte: — An Jakob van Turlure seine Alcyonée — und dann, hinter dem weissen Blatt vorn im Buch, eine Photographie, aus der ersichtlich war, dass die Dame in den Dreissigern und zirka gegen 1875 photographiert war; das bewies die unerhörte Frisur mit den Zahnfransen auf der Stirn. Barballe kannte, so bewandert er in den zeitgenössischen Katalogen war, den

Namen der Mme. de Peruche-le-Roi nicht, und er tröstete sich darüber erst, als er bemerkte, dass das Buch für Mme. Alcyon-Martin von der Buchdruckerei von Alcyon-Martin Passage d'Aboukir in Paris, gedruckt worden war. Welchen Kredit musste Herr van Turlure bei dem Geist dieser Dame gehabt haben, dass sie sich auf einen Visitenkartendrucker geworfen hatte, um ihm dieses Denkmal ihrer Zuneigung zu liefern, das sie jedenfalls irgend einer Zeitung nicht eingesandt hätte.

Das Buch selbst war nicht übermässig interessant. Da war ein Kampf Jakobs mit dem Engel, dessen Bedeutung Cyprian leicht erriet; einige Lieder mit den Refrains Turlurette, Turlurette konnten als neckische Spielereien des Geistes hingehen; dann gab es Gedichte im Frisiermantel, Gedichte im Spitzenunterröckchen und Zigarrettengedichte, aber auch Gedichte übers Heimweh gabs, wie sie eine gut geartete Seele zu schreiben durchaus nicht unterlassen kann. Auf alle Fälle erkannte Cyprian bald, dass, wenn es

sich in diesem Buch um einen handelte, der Er oder Mann genannt wurde, es immer Jakob van Turlure war, um den sich die Reime drehten. All das fand Cyprian recht amüsant, und er fuhr fort, die Bücherei durchzusehen, in der Hoffnung, dazwischen noch irgend eine andre merkwürdige Widmung zu entdecken, aber er fand nur noch alltägliche Bücher.

Der Abend war gekommen; die Stille hatte Cardycke überfallen. Cyprian Barballe hatte keine Lust, nochmals in die Tulpe zurückzukehren. Er blieb in seinem Hause. Er war etwas angegriffen und fühlte sich einsam. Halb war er erfreut, im Leben des Onkels etwas Abgeschmacktes entdeckt zu haben, halb war er unruhig darüber, was etwa noch kommen würde, wenn er weiter im Gedächtnis der Leute des Landes blätterte und Schubläden öffnete. So trat er in das Rauchzimmer. Er musste es ja thun; es war direkt seine Pflicht, hier zu schlafen.

Und so that es Cyprian, denn er besass Pflichtgefühl.

Er ergriff ohne weiteres und eifrig den König Humbert, stopfte ihn mit Tabak, hielt ein Streichholz daran und klappte dann über dem königlichen Schädel, der wie ein Ätna rauchte und mit den grössenwahnsinnigen Tabaksfasern ziemlich struppig aussah, den kleinen Zinnhelm zu und vertiefte sich in seine Gedanken. Dann kam er genau, den Angaben des Briefes folgsam, allen Vorschriften nach und mischte getreulich den Schiedamer mit dem Curaçao, wie es befohlen war: 2 : 1. Er hatte bei sich beschlossen, dass zwischen jedem der vier Gläser etwa 10 Minuten Pause sein sollten.

Das Likörgemisch war gut, aber Humbert schien Barballe ziemlich mittelmässig. Seine Majestät roch etwas nach Kraterschwefel. Ich werde ihn wohl schlecht angesteckt haben, sagte sich Barballe, leerte den Riesenschnauzbart, stopfte ihn mit Zuversicht aufs neue, setzte ihm wieder seinen Helm auf und begann mit frischen Kräften nochmals. Da

begab es sich aber, dass Humbert, ermüdet von diesen widersprechenden Anstrengungen, sich weigerte, zu ziehen. „Himmel Herrgott nochmal!“ wütete Barballe.

Da rief eine Stimme: „Du hast den Savoyarden nicht ausgefegt.“

Die Pfeife fiel hin, Humbert brach entzwei.

„Es lebe die Kommune,“ rief die Stimme, „es lebe die italienische Revolution!“

Wäre nun Barballe ein schlichter, simpler Mann von einfachem Menschenverstand gewesen, so hätte er kurzweg gefragt: Wer ist da! . . oder er hätte es auch wohl in höflicher Form gethan, indem er sein Käppi abgenommen hätte: Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Aber Barballe war ein sehr differenzierter Mann, und seit seinem Zusammenkommen mit Maitre Petit-Gateau hatte er Furcht vor Dieben. Da that er denn folgendes: Er zog langsam seinen Revolver aus der Tasche, mit einer unendlichen Vorsicht, und sang dabei, wie ein vollkommen gleichmütiger Mann, oder wie ein Mann, der ruhig zu seiner Uhr geht, um nachzusehen

ob es vielleicht die Stunde für den Verdauungsschnaps, die Poststunde, oder die Geburtsminute des Papstes, oder die Stunde zum Einnehmen ist . . . Er sang das bekannte Lied:

Tu voulais dîner à Meudon,
Je voulais souper à Suresne,
Cheuriet pousse à Bourg la Reine
Et Ginistry a l'Odéon.

Tu voulais boire du reginglet,
L'Ale m'attirait à l'horizon,
On effeuille Doumie à Boston,
À Nanterre on couronne Sarcey.

Alors nous primes deux trains,
Vers Paris et vers Montparnasse,
C'est Bornier qui n'est pas dans le train,
C'est Lemerre qu'a tué le Parnasse.

Parnass, Parnass . . . der Drücker ist gezogen . . . Und, sicher, dass er gesungen hatte, ohne den Feind zu treffen, rückte Cyprian mit Wolfsschritten gegen die Thür vor und öffnete sie mit einem Ruck nach

dem Garten zu: da lag die grosse Stille. Er schloss die Thür wieder, durchschritt das Rauchzimmer und öffnete die Thür nach der Strasse: da lag das undurchdringliche Dunkel. Er stieg rasch zur Etage hinauf: da lagen zusammen Dunkel und Stille und Friede. Er schaute zum Fenster hinaus: Alles schlief, ausgenommen die Sterne. Dann ging er wieder hinunter und trat voll Mut und Tapferkeit ins Rauchzimmer.

„Hm," dachte Cyprian, „Humbert ist futsch, — was soll ich thun?"

„Nimm die Königin von England," rief die Stimme.

„Ach, da, mein Onkel sind Sie es?" rief Cyprian.

„Sein Onkel! Er ruft seinen Onkel! Gottogottogott, was fürn Nonsens," sagte die Stimme.

„Darf ich Sie, verehrteste Stimme, darauf aufmerksam machen, dass Sie nicht ganz höflich sind?"

„Nimm die Königin von England! Nimm die Königin von England!"

„Ihr Esel und ihr Affe, die thäten marschieren,
Sie wollten mit blauen Bohnen die Eskimos dressieren.“

„Du wirst so etwas nicht thun, was, Cyprian, mein Neffe?“

„Gott behüte und Gott bewahre: Aber, um Dir zu zeigen, dass Du eine Stimme von nichts bist, eine Rauchzimmerstimme, eine Aschenbecherstimme, werde ich den König der Belgier rauchen.“

„Congo, Congo, der König ist bald irgendwo!“ erwiderte die Stimme; „viel Vergnügen, kleiner Cyprian, ich gehe weg.“

„Wo hinaus?“

„Na, durch die Thüre!“

Die Thüre ging auf und gleich wieder zu.

Cyprian ergriff kühn den Revolver, öffnete wieder die Thür nach dem Garten — aber da lagen wieder bloss Stille und Dunkelheit und undurchdringliche Schatten. Doch sah er etwas, das sich bewegte, und stürzte darauf zu. Eine Sonnenblume, die sich im Nachtwinde wiegte. Cyprian zerbrach sie vor Wut.

Dann wartete er, den Revolver in der Faust. Der Effekt dieser Herausforderung: nichts rührte sich. Herrn Cyprian blieb nichts übrig, als wieder ins Rauchzimmer zu gehen. Er streckte die Hand nach dem König der Belgier aus.

„Hopsa, Du, Obacht, drück ihn nicht, er ist aus Pappe, der da,“ rief die unerfindliche Stimme.

Cyprian würdigte sie keiner Antwort, stopfte Tabak in den König, zündete ihn an und setzte ihm seinen Zinnhelm auf. Aber, obwohl er dies Manöver sechsmal wiederholte, der König zog nicht.

Da fiel Cyprian ein, dass er in der Tasche eine gute Zigarre habe, eine Havanna, man weiss nicht genau, ob in Reuilly oder Chateauroux geboren, aber auf alle Fälle eine brave Zigarre von demokratischem Normalmass und von ihm mit drei Sous bezahlt. Er zündete sie an, weil er bei diesem Gespensterabenteuer seine Zuversicht auf den exakten, logischen Geist setzte, der bei der Fabrikation dieser Zigarre Pate gestanden hatte. Auch

sagte er sich: Von den drei Sous, die ich dem Tabakhändler gab, wurden bei dieser Zigarre närrischerweise nur zwei Centimes für Tabak ausgegeben. Im übrigen habe ich einen Sous für die Armen, einen für die Marine, zwei Centimes für unser staunenswertes Steuersystem entrichtet und den letzten Centime teile ich zwischen meinem Deputierten und der bewundernswürdigen Truppe der Comedie française. So kann ich, um mich zu verteidigen, auf meine Armeen und die Flotte und meinen Deputierten und auf die Institution rechnen, die man mir zu meiner Zerstreuung übrig gelassen hat.

In diesem Moment, als auch gerade noch ein kurzer Windstoss klappernd in die Fensterläden fuhr, erhob sich die unendliche Melodie einer tief melancholischen Klage aus dem Garten; ein langes Geseufze, ein auf- und abschwebender Ausdruck von Angst, Schmerzgestöhn und Hilferuf.

„Was ist denn da wieder los?“ rief Cyprian laut.

„Das,“ sagte der König der Belgier, „sind

die Kohlköpfe, die sich beklagen, dass Du einen ihrer Brüder rauchst. Du würdest das nicht thun, wenn du hier geboren wärest. So was thut man nicht im Auslande, mein Herr! Verstehst Du mich?"

„Herr Du meines Lebens, Teufel nochmal ja! Ich gehe schlafen."

Da öffnete sich die Thür, die auf die Treppe ging, lautlos von selber.

„Nein, ich hab mir's anders überlegt, ich gehe nicht schlafen — ich gehe in die Tulpe."

„Die ist ja schon zu," erwiderte die Stimme.

„Na also, gut, da wir nun schon einmal zu zweien sind, wie immer: — ich gehe schlafen."

Cyprian zog sich in eine Ecke des Divans zurück — schmollen. Da hörte er auf einmal ganz deutlich atmen.

„Herrgott, das ist doch nicht mein Atemzug!? Was für eine infame Gespensterwirtschaft! Also in Gottes Namen, so trink' und rauch' ich bis zum hellen Tage!"

Er besichtigte die Fürstengalerie und

stopfte den Zaren. Der Zar zog sehr gut. Er öffnete den Schrank wieder, nahm einen Krug mit Bier heraus und trank das Bier aus einem Henkeltopf, den er auf gut Glück vom Kamin nahm.

„Danke," sagte der Henkeltopf.

„Lass das bis nachher, mein Sohn, jetzt möcht ich trinken," bemerkte Herr Barballe.

„Aber Du hast mich ja vom Zauber befreit, Du! O danke! danke! danke!"

Und Cyprian sah einen kleinen, runden Mann, feist, mit einem kleinen Schopf von weissen Haaren auf dem Kopf, um den Bauch eine dreifarbige Schärpe — der ihm herzlich die Hand drückte: „Danke, Cyprian, danke!"

„Sapperlot! Aber werden Sie mir vielleicht erklären . . .?"

„Nein, durchaus nicht."

„Setzen Sie sich."

„Dass ich auch nur eine Minute noch in dieser Baracke bleibe! Nee! Auf Wiedersehen, mein Herr!"

„Ach, Du wirst schon bleiben, Freundchen,"

rief Cyprian und wollte den Knirps bei seinem Haarschopf fassen; da duckte sich der, um ihm zu entwischen, Cyprian liess seine Faust auf den Kopf des Knirpses fallen, und — gucke da: auf dem Tisch lag ein zerbrochener Henkelkrug, sonst radikal nichts. Aber, während Cyprian vor blödem Erstaunen auf die Scherben glotzte, klangs von hinten aus dem Garten her: „O danke, danke, Cyprian, o danke, danke, danke!"

„Ach, ich war so ruhig im Anti-Phaëton," seufzte der glückliche Erbneffe.

„Sei gescheidt und bleib da," sagte die Stimme.

„Hundert pro Monat, das ist allerdings dürftig."

„Aber natürlich," bekräftigte die Stimme.

„Hören Sie mal, meine verehrteste Stimme, wollen Sie ein Glas Bier haben?"

„Fassen Sie es nicht als Weigerung auf, aber ich kann es nicht vor der Erfüllung einer kleinen Formalität."

„Na, und?"

„Nimm von dem Eckgestelle rechts bei


FV

den Pfeifen die grosse chinesische Porzellanfigur, diesen glitzerblitzer-weissen ekligen Ölgötzen, ja, den da, wo Du bist, und zerbrich ihn."

„Zerbrich sie nicht, die schöne Figur," rief eine tiefe Stimme.

„Höre nicht auf diesen Schurken, dieses Monstrum, diesen Hanswursten!"

„Höre nicht auf diese gewissenlose Stimme, die Dich nur versuchen will!"

„Höre nicht auf dieses plumpe Wesen, das Dich nun bald zwei Stunden zum Narren hat."

„Ah, ah, Du wirst doch nicht behaupten, dass das meine Stimme ist?"

„Wo bist Du, Bass?"

„Hier, bei der Uhr."

„Und Du, sanfter Sopran, sein Widersacher?"

„Ihm gegenüber, in dem kleinen Senftöpfchen aus Caux."

Cyprian erhob sich, suchte die beiden Gegenstände und setzte sie neben einander auf den Tisch; dann stopfte er seine Pfeife

und suchte auf dem Schranke drei Pinten, recht einfache, die nicht das Aussehen sprechender Pinten hatten, drehte sie vorsichtig nach allen Seiten um, und dann, als er nahezu sicher war, dass es nur einfache Töpferware sei, füllte er sie, setzte eine vor den Senftopf, den andern vor den Ölgötzen, nahm seine am Henkel und sagte: „Stossen wir an! Prosit meine Herrschaften!“

„Anstossen? mit ihm? niemals!“ sagte der Senftopf.

„Umso schlimmer, ich trinke!“ sagte der Ölgötze.

Er breitete seine Porzellanarme aus, stiess an, schlürfte ein, leerte die Pinte und setzte sie nieder mit den Worten: „Das ist lange her, dass mir das passiert ist, und Gott weiss, ob ich Durst bekommen habe, wenn ich Deinem Onkel beim Trinken zusah, diesem gottlosen Verbrecher von Onkel.“

„Gottlos? Verbrecher? Schlechterdings albern, ihn so zu nennen; er war nur kein Dummkopf wie Sie.“

Der Ölgötze schüttelte den Kopf und

wiegte ihn von links nach rechts. Cyprian hielt die Hand hin, um den Mechanismus zu studieren, aber der Senftopf rief: „Achtung, Du zerbrichst ihn“ — und Cyprian zog die Hand zurück.

„So sind die Menschen,“ sagte Cyprians Pinte, die sprechen konnte, da sie leer war; so knechtschaffen wie möglich. „Man sagt ihnen, wenn sie Porzellan vor sich haben und wollen es anrühren: Das zerbricht — und flugs ziehen sie aus angeerbtem Respekt vor Tafelgeschirr die Hand zurück. Die werden sobald keine Revolution machen; was, Marianne?“

„Das versteht sich.“

„Wo ist die Marianne?“

„Such sie, Idiot,“ sagte die Pinte.

Cyprian wurde wütend und schleuderte die Pinte gegen die Mauer.

„Die Erklärung der Menschenrechte ist angetastet! An-ge-tas-tet in ihrer mnemonischen Schüssel von Rouen! Maccaroni, wer will Maccaroni, kleine Maccaroni, wer will Maccaroni, roni, roni, wer will Maccaroni!!“

„Ja, Donnerwetter, bin ich denn in einem Narrenhause hier?“

„Hier, hier, hier, Sie Träumer,“ sagte der Senftopf aus Caux, „sind Sie in Ihrem Hause, dem Palazzo van Turlure, dessen testamentarischer Erbe Sie sind. Ausserdem beachten Sie gefälligst, dass Sie mir auf die Nase rauchen und mir den Senf steigen machen, sodass, wenn ich nicht so gut erzogen wäre, ich Ihnen meinen Löffel an die Backe werfen würde. Sie sind ein widerwärtiger Patron, dass Sie nicht wissen, wem Sie da ins Gesicht paffen.“

Cyprian näherte sich dem Senftopf etwas und begann ihn gewissenhaft einzuräuchern.

„Ah! So!? Ha! Das macht Dir Zerstreuung, Du langweilst Dich, Du ödest Dich hier, Du stirbst vor Angst, und um das zu vergessen, qualmst Du mich so an. Pfui! Äx!“

Cyprian nahm den Senftopf und schloss ihn in den Schrank.

„Bravo,“ sagte der Ölgötze.

Cyprian nahm den Chinesen und schloss ihn auch in den Schrank.

„Jetzt," sagte er, „werde ich ja wohl Ruhe haben! — Der Zar, obgleich er aus ganz deutschem Porzellan und überdies in Deutschland fabriziert war, betrug sich sehr gut. Das Tulpenbier, trotz seines ausgesprochenen Geschmacks nach Gerste, liess sich trinken." Cyprian glaubte, dass ein fünftes Glas Schiedam-Curaçao seiner Träumerei den nötigen Antrieb geben, noch ein Topf Bier von der Tulpe dagegen Ruhe und Sanftheit in sein Gemüt träufeln würde. Der Selbstherrscher aller Reussen aber war dazu da, die endlosen Binden der Phantasie aufwickeln zu helfen.

Cyprian versenkte sich in sein Inneres und tauchte mit dem Entschluss wieder empor, eine Rundreise unter dem Porzellangeschirr zu machen, um zu ergründen, was sie alles in ihren Bäuchen hätten. Da war es ihm, als würde im Innern des Schrankes eine Diskussion geführt, aber er wollte dem kein Gehör schenken, und um der Stimme und allen andern Stimmen, die sich möglicherweise noch in den Krügen finden könnten,

seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nahm er eine von ihm bereits gelesene Zeitung aus der Tasche, eine wohlangesehene Zeitung, und begann in ihr zu lesen; aber nicht lange. Vielleicht verletzte sie seine Überzeugungen, vielleicht auch deckte sie sich zu sehr mit ihnen; oder der Leitartikel war von Herrn von Vogué, oder Herr Alexander Hepp schwang allzu wilde Worte — kurz, er begann aus dem Papier kleine Dreiecke zu reissen, die unter seinen raschen Fingern zu Kugeln wurden, und begann die Wand damit ein bischen zu bombardieren. Waren ein paar dazu ausgestossene Invektiven, ein paar bissige Bosheiten daran schuld, — oder hatte er die Macht, seine Metaphern zu verwirklichen: Thatsache war, dass ein Steinguthahn plötzlich seinen Schnabel aufriss und kickericki schrie. Cyprian wunderte sich nicht weiter darüber, sondern schloss einfach, dass nun der Morgen für die Porzellansachen angebrochen sei. Und er hoffte, dass nun alle aufstehen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Nach einer genau gezielten zweiten

Kugel machte sich der Hahn daran, ein zweites kleines grelles Kickericki loszulassen, aber ohne viel Erfolg, denn es blieb halb in der Steingutkehle stecken. Und nun schämte sich Cyprian, dem das etwas lächerlich vorkam, nicht, dem Hahn das Epitheton coq en pate zu verleihen, mit völliger Missachtung des Umstandes, dass das da gar kein gewöhnlicher Hahn war, was schon seine graue Farbe bewies, sowie die abnormen Dimensionen der mittleren Kralle und das Vorhandensein von farbigen Perlen auf seinem Rücken. Und er ging noch weiter: er nahm einen Sous aus dem Portemonnaie und warf ihn dem unnatürlichen schlechten Musikanten an den Kopf. „Klack, ins Auge," rief Cyprian, den Wurf beobachtend, mit Selbstbewusstsein, aber schon kam das Bedauern, denn der Hahn zersprang und ging in Scherben. Aber, famos, es rollten Goldstücke heraus.

„Alle Wetter, das ist was reelles!" rief Cyprian.

„Aber wieso denn?" erwiderte die Stimme.

„Hoho!" lachte Cyprian und trällerte:

„Arrivés au débarcadère
Ils virent bien, qu'elle n'était pas là,
Si Pot-Bouille c'est bien de Zola,
On ne sait pas quoi est de Bruenetière."

Und, immer trällernd, raffte Cyprian die heruntergefallenen Geldstücke auf und nahm die Trümmer des Hahns in beide Hände. Da waren noch sehr schöne Gold- und Silbermünzen drin, auch Sous und Centimes, und Cyprian begriff bald, dass der Hahn eine Sparbüchse gewesen war. Aber der Mechanismus! was hatte das Tier im Bauch?! Und voller Eifer betrachtete Cyprian die einzelnen Scherben, die einen Hahn bildeten, wenn man versuchte, sie zusammenzusetzen. Und in seinem Eifer bemerkte er nicht, dass seine Pfeife etwas nachlässig auf den Tischrand gestellt war; er stiess daran; der Zar fiel hin und zerbrach.

„Der Zar ist tot, es lebe der Zar," rief Cyprian. Nur eine Minute, und Felix Faure war gestopft und angesteckt. Dann zählte Cyprian seine Münzen zusammen — es waren

gut für einige hundert Franken. „Hm, wenn ich auch die andern Bäuche durchforschte? Nein, nicht gleich, das wäre unzart; rauchen wir! Mein Onkel war doch wirklich ein allerliebster Mann! Onkel, Sie würden nicht übel thun, wenn Sie die Stimme aus den Krügen sind, ein Glas Bier mit Ihrem Neffen zu trinken."

„Kleiner Dämelak," erwiderte die Stimme, „wenn Dein Onkel jemals die geringste Lust gehabt hätte, ein Glas Bier mit Dir zu trinken, hätte er Dich wohl früher in sein Haus kommen lassen. Du thätest wahrlich besser, sein Andenken zu ehren, indem Du ihn nicht weiterhin in seinem Paradies ärgerst, wo sein Glück dadurch getrübt wird, dass er sehen muss, wie er zum Neffen einen Menschen hat, der alles in Stücke schlägt. Man sieht wohl, dass Dir nicht immer alles zur Verfügung gestanden hat; das merkt man an Deinen Manieren und an dieser falstaffhaften Vertilgung von Esswaren."

„Also mein Onkel sind Sie nicht, allerliebste Stimme?"

Ein Geräusch wurde hörbar, aus dem in gewissen Zwischenräumen immer wieder das Wort Schafskopf herausklang.

„Steingut, ärgere Dich nicht, ärgere Dich nicht, chinesisches Gefäss, Krug oder Konfektschale, ich hielt Dich für meinen verehrten Onkel. Und Du willst mir nicht zu wissen thun, wonach ich mich hier zu richten habe in diesem Rauchzimmer?"

Der Brief, der Brief, halt Dich an den Brief!

„Der Brief?" sagte sich Cyprian, „was denn, ich habe doch nach dem Ritual getrunken und geraucht, und jetzt lege ich mich noch vorschriftsmässig aufs Kanapee schlafen. Der Brief schreibt nichts wegen des Lichts vor, das ich also einfach ein klein wenig niederschrauben werde, und dann will ich sehen, ob ich ein Auge voll Schlaf kriegen kann.

Elle était sans doute à Nanterre,
À Puteaux ou à Courbevoie,
Déroulède est bien terre a terre,
O, qu'il est stupide Millevoye."

Und Cyprian zog seine Stiefeletten aus, legte seine Jacke ab und streckte sich angekleidet aus.

„Gutenacht, Porzellanbande," sagte er.

„Gutenacht, gutenacht!"

Er versuchte zu schlafen, aber ein dumpfes Geräusch, wie wenn irgendwo etwas genagt würde, störte ihn. „Ratten," sagte er, „dem muss abgeholfen werden; das macht einen sonst nervöser, als geflüsterter Zank." Cyprian erhob sich, machte die Runde durchs Zimmer, lauschte an den Thüren, den Kragsteinen; da merkte er, dass es aus der Tiefe des Buffets kam. Er öffnete es rasch, um zu hören:

„Wenn Sie ein höflicher Mann wären, obgleich Sie nur von Steingut sind, so würden Sie Mittel und Wege finden, sich ein bisschen zu verziehen, weg von mir, wissen Sie; Sie belästigen mich."

„Herr Barballe, ich rufe Sie zum Richter an; kann ich hier irgend etwas thun? Helfen Sie mir und schaffen Sie mich, einerlei wohin, von dieser Person fort. Die Etagere ist so

versperrt, und dieser Senftopf langweilt mich bis zum Selbstmord."

„Lächerliches Einohr!" schrie der Senftopf.

„Jetzt fangt ihr aber beide an, mir langweilig zu werden. Her mit euch!"

Cyprian ergriff den chinesischen Ölgötzen und setzte ihn auf den Tisch neben die Lampe und holte dann den Senftopf hervor.

„Einen Augenblick noch, ich wollte gern eine kleinere Pfeife," sagte er; „will mal sehen, ob eine da ist."

Es war eine da: der König der Spanier. Er nahm ihn und murmelte: „Natürlich wird er krachen, denn er ist ein Spanier."

„Ich frage Sie Herr Ölgötze: haben Ew. Hochehrwürden Durst?"

„Nein, danke."

„Trotzdem biete ich mir ein Glas Bier an. Nun, Porzellangötze, schwatz Dich gesund. Wer bist Du?"

„Ich bin Martin Durand."

„Und Du, Senftopf?"

„Ich bin Alcyonée, Madame Alcyon-Martin de Perruches-le-Roi . . ."

„Komödiantin!“ grinste der Götze; „während zehn Jahre bist du's zufrieden gewesen, wenn Mme. Paillard, die berühmte Näherin aus der Rue des Abesses, Dir ihre Rechnungen brachte, auf denen oben zu lesen war: Debet Herr Martin Durand. Und Du hast die Zunge nicht runtergeschluckt, als der Bürgermeister Dich fragte: Wollen Sie Herrn Martin Durand heiraten? Aber ich, verstehen Sie, ich, ich hatte für meine Person Lust, als er mir die entsprechende Frage stellte, ihm zu sagen: Ja wohl, aber nicht etwa aus Interesse, denn die Mitgift ist nicht gerade üppig.“

„Grober Tölpel.“

„Ja, wirklich, ganz und gar nicht üppig, denn woraus bestand sie? Aus Ihren persönlichen Vorzügen, Madame, Ihrem bisschen Schönheit, einem korrekten Vortrag der „Klosterglocken“ und des Lieds des Fortunio, das Sie manches liebe Mal nach meinen Ideen transponiert haben. Kurz: Sie sind Mme. Durand und damit basta!“

„Ich bin Alcyonée, Porzellanaffe, dieselbe Alcyonée, die nur ein verächtliches Kopf-

schütteln für Ihr Mattenwaren-Magazin hatte, wo Sie wollten, dass ich an der Kasse sässe; ja, das wollten Sie, Sie ehrenwerter, vortrefflicher Herr, der mit dem Staub seiner Strohpantoffeln handelte. Strohpantoffeln seiner Fabrikation, puh! Ahhh, Sie haben meine ewige Seele fesseln wollen, mein Genie einpacken, mich, das Wesen von Welt, mich, das Gefäss poetischen Genies, mich haben Sie sich erdreistet, wie eine Nippfigur aus dem Glasschrank, wie ein Luxusnichtschen zu behandeln! Aber ich habe Sie als Luft betrachtet, mein Herr, und ich habe den charmanten Herrn van Turlure getroffen, der mich im Sturm eroberte, den ich anbetete, den . . ."

„Und dieser selbe charmante Herr van Turlure, hehe, hat Sie in einen Senftopf gesperrt, als Sie ihn eines Tages wieder zum tausendsten Male mit den schönsten Stellen Ihrer Punkte und Kommas plagen wollten."

„Das war nur ein Zornanfall, den er sicherlich bald einmal wieder gut gemacht hätte. Ach, er hatte früher so oft und mit soviel

Vergnügen die Vorlesung angehört. Ich sehe ihn noch vor mir während dieser Recitationen, die er oft direkt wünschte, wie er in seinem grossen Schaukelstuhl lag, die Mütze über die Augen gezogen; sogar zu rauchen hat er aufgehört, um besser zuzuhören, und wenn ich fertig war, dann lag auf seinem Antlitz die Heiterkeit der Ruhe."

„Jawohl, weil er schlief."

„Nein, er schlief nicht! Und dass er damals in Zorn geriet, das kam daher, weil ich nicht genug Geschmack an der Melodie seines Satzbaues in der Vorrede zu seiner Abhandlung über das Aufflaschenziehn der Biere fand, einer Abhandlung, die heute nicht mehr aufzufinden ist, wie ich nebenbei bemerke."

„Gut," sagte Herr Martin Durand, „schwatz nur zu, jedenfalls hat er Dich so 20 Jahre in Steingut gelassen, weil er keine Lust hatte, Dich wiederzusehen."

„Oh er hat sicherlich nur die Zauberformel vergessen. Die Liebe, die er für mich empfand, hatte tabula rasa in seinem Gedächtnis

gemacht, oder vielleicht fürchtete er auch, nachdem nun einmal die langen Wochen seines Zornes vorüber waren — denn er war sehr nachtragend und grollte lange, der liebe Mann — mich nicht mehr so schön und frisch wie ehemals zu finden. Vielleicht fürchtete er auch meinen Zorn. Denn daran darf nicht gezweifelt werden: Ich hätte ihm die Augen ausgekratzt, aber nur, um nachher meine verbrecherische Thorheit zu beweinen und ihn zu pflegen! Und: wie ich ihn gepflegt hätte!" —

„Hehe, geschnaubt hat er vor Zorn," bemerkte Martin Durand . . .

„Schon gut," schnitt Cyprian ihm die Rede ab, „aber mir ist etwas unklar. Wenn ich mir auch wohl erklären kann, wie Madame Durand zu Steingut wurde, so verstehe ich doch nicht, warum Sie ins Porzellan gekommen sind, Herr Martin Durand."

„Ein Irrtum, mein Herr, nichts als ein beklagenswerter Irrtum. Meine Geschäfte waren gut vorwärts gegangen; ich hätte meinen Laden verkaufen können; da wollte

ich dem liebenswürdigen Herrn van Turlure danken, der mich von Eulalia, so heisst Mme Alcyonée nämlich in Wahrheit, befreit hatte. Also, ich trete in seinen Laden; da murmelt er, kaum, dass ich ihm meinen Namen und Stand mitgeteilt habe, unverständliche Worte, und ich fühle, wie ich ganz kalt und hart werde: — ich war geworden was Sie sehen."

„Sollte es das sein, was mein Gewissen angeht?" rief Barballe.

„Lass ihn, wie er ist," schrie Alcyonée, „und befreie mich; ich werde Dir dafür die Verse recitieren, die ich in meinem Senftopf konzipiert habe, und dann werde ich mich unverzüglich im Grabe mit Herrn van Turlure vereinigen, den ich noch immer liebe."

„Schön, Kinder, sehr schön, nur habe ich gar keine Lust, euch weiterhin bei mir zu sehen; ihr seid mir ein bisschen zu schwatzhaft."

Cyprian nahm die beiden Gegenstände, öffnete die Thür und warf die beiden, den Ölgötzen sowohl wie den Senftopf, in den Ziehbrunnen.

Nun werde ich wohl Ruhe haben, denn mein Gewissen ist beruhigt.

„Ein Glas Bier, Onkel?“

„Danke, aber gut angefangen hast Du, das muss ich sagen.“

Cyprians Haare sträubten sich, sein Onkel stand vor ihm.

„Wie kommen Sie hierher, was wollen Sie?“

„Dir Glück wünschen. Aber die Aufgabe hat erst begonnen.“

„Ach bitte, antworten Sie mir doch: Sind Sie lebendig oder tot?“

„Betrachte mich nur ordentlich.“

„Ich betrachte Sie unausgesetzt.“

„Und Du siehst nichts auffälliges? Wenn nichts an mir fehlt, so berühre mich um Gottes willen nicht, Du würdest mich sonst sofort in Rauch aufgehen sehen, hörst Du? Aber sieh mich genau an.“

Cyprian hob und senkte die Lampe.

„Sie, Onkel, was haben Sie denn mit Ihrem linken Fuss gemacht?“

„Wenn Du in Dingen von Wichtigkeit etwas gebildeter und nicht bloss so ein

Dichter wärst mit der Nase im Himmelblau, und wenn Du Dich erst mit ernsten Fragen beschäftigtest, so würdest Du wissen, dass allen Erscheinungen immer etwas fehlt."

„Also sind Sie . . . verstorben?"

„Beruhige Dich; das Haus ist Dein und bleibt Dein."

„Das wollte ich damit nicht sagen, Onkel. Wirklich nicht, aber Sie könnten mir einige vertrauliche Winke geben . . . Ja zum Kuckuck, wo ist er denn?"

„Hör auf Dein Gewissen," rief ihm eine sich entfernende Stimme zu.

„Mein Gewissen, was hat mein Gewissen mit all dem Tohuwabohu dieses unglaublichen Onkels zu thun!? Eine nette Aufgabe, ein wohlgebautes Gewissen im Hinblick auf Porzellan auszuhorchen. Was thun, Herrgott, was soll ich mit diesen teuflischen Fayencen machen!"

„Halt, ich mache alles auf gut Glück kaput; wenn's dem Onkel nicht passt, wird er sich schon wieder einstellen, um zu retten, was zu retten ist."

Er zerbrach ein oder zwei Stück — sie gingen in Scherben wie gewöhnliche Fayencen. Das Wunderbare lässt nach, dachte er. Dann nahm er einen festen Krug und stellte ihn auf den Tisch. Nettes Stück, schöne Farbe, gute Form; was wird drin sein?

Drin lag eine Rolle; er öffnete sie und fand das Wort: Für meinen Spitzbuben von Neffen, und ein dickes englisches Wertpapier. Ferner gab es Sparbüchsen mit Gulden gefüllt und andre voll Zwanzig-Centimesstücken, die sorgfältig in Rollen gefasst waren. Er zerbrach alles und stellte ein Inventar auf. Hinter einem Henkelkrug, wo er gerade eine gedruckte Adresse: van Speeterskerke, Antiquar Tabakexport, Hooghstraat, Borensburg, gefunden hatte, entdeckte er eine kleine Statuette, die sehr hübsch im Ton und überhaupt was feines war. Die unschuldigen Augen und das Flachshaar der kleinen Person, das war alles so rein und fein und nett und lieb, dass er gleich ganz Bewunderung war. „O die kleine hübsche Puppe! Kannst Du sprechen?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete die Puppe.

„Und wer bist Du?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr!“

„Und wenn ich Dich zerbräche, um nachzusehen?“

„Zerbrechen Sie mich, wenn Sie wollen, mein Herr, aber kann nichts sagen.“

„Nun, was soll ich da machen. Aber, Du kleines eigensinniges Dingschen, Du beschränktes Figürchen, Du, sei nur ganz ruhig, ich will Dir nichts thun.“

„Ich kann nichts sagen, mein Herr,“ beharrte die Puppe.

„Ich müsste Dich für Deinen Eigensinn eigentlich zerbrechen, Fräulein Puppe, aber Du bist zu hübsch. Sie, Onkel, hat mein Gewissen gut gehandelt, indem es diesen Gegenstand nicht auch kaputt machte?“

Keine Antwort.

„Nun,“ sagte Cyprian, „versuchen wir zu schlafen, vielleicht träumt mir mein Gewissen was Gewisses vor.“

Und während des Schlafs sah Cyprian mit den Augen des Traums Herrn Jacob van Turlure, wie er dicht bei seinem Bett

sass und eine lange Pfeife mit weissem wappenlosem Kopfe rauchte. Mit dumpf sich überstürzenden Traumreden beschwor er den Onkel, ihm einige Enthüllungen und Fingerzeige und Winke, einen Ausgangspunkt zu geben.

Ein kleiner Götze mit blauen blanken Augen und Flachshaar betrachtete ihn ironisch und platzte vor Lachen heraus.

„Was," sprach Cyprian, zu sich, „Du willst Dich also auch noch mausig machen, Du Puppe, Du? Na wart, Schatz, Du bist nicht die Einzige Deiner Art, ich werde Dir Bescheidenheit beibringen, indem ich andre schönere Figürchen neben Dich setze. Dir soll es vergehen, mit mir zu spielen . . . . ."

Als der Morgen kam und seine Lichtkronen über den Garten schlang, stand Cyprian mit einem bösen Kopfweh auf. Die Porzellantrümmer lagen zerstreut auf der Erde um ihn herum.

„Aha, ohne Frage, ich habe geträumt."

Er ging zur Schublade, wo er die Säulchen von Goldstücken, Banknoten, 20-Ctms.-Stücken und das Rentenpapier aufgestapelt hatte: „Na? Nichts? — Nichts! Da haben wir's," sagte er zu sich, „der Reichtum bekommt meinem Gewissen nicht, er macht es mir von Grund aus bewusstlos. Ich habe alles zerbrochen. Ich bin doch ein rechter Narr! Wo ist die kleine Figur?"

Da, war es ein Sonnenstrahl, der sich amüsierte, war's noch ein Phantom — es schien Cyprian, als ob das Figürchen lachte. Er stürzte darauf zu —: Gott, wie dumm bin ich, ein Glanz auf dem Email. Aber die Statuette ist hübsch, ich werde ihr einen guten Platz auf der Etagere geben.

Er ergriff den König von Spanien, stopfte ihn und ging hinaus, nach dem Hotel zur Tulpe, um sich von seinen aufregenden Empfindungen durch ein gutes Frühstück zu erholen. Er setzte sich und griff mit der Hand mechanisch nach dem Journal, ohne zu bedenken, dass es ein holländisches war, worüber er von neuem mit der Be-



5 65

merkung quittierte: „Was für ein Schafskopf ich bin!“

„Mein Herr,“ sagte eine Stimme neben ihm; „wie haben Sie geschlafen? Wenn Sie das Journal nicht lesen, so geben Sie es mir bitte für einen Augenblick.“ Es war Herr van Speeterskerke in eigener Person.

„Ja ja, Herr Barballe, ich bin hier geblieben, ich habe hier geschlafen diese Nacht. Ich habe auch Ihren Onkel gesehen.“

„Was? Ein Rendez-vous mit meinem Onkel?“

„Mit Ihrem Onkel! Er ist gekommen, seine Pfeife am Fusse meines Betts zu rauchen.“

„Bitte recht sehr Herr van Speeterskerke, das war am Fusse meines Bettes!“

„Wie? Er hat Ihnen diese grosse Gunst erwiesen?“

„D. h. ich glaube, ich habe geträumt und Sie auch!“

„O nein, mein Herr, das war vielmehr einer der häufigen Fälle von doppelter Reinkarnation. Machen Sie nur nicht so dicke Augen und halten Sie mich bitte nicht für einen simplen Kaufmann. Bitte, ich bin

Kommandeur der Rosenkreuzer, und Ihr Onkel, der Tempelherr war, hielt was auf mich."

Wenn Barballe kein logisch und kühl denkender Mensch gewesen wäre, sein Verstandeskasten hätte geschwankt; er hätte vielleicht von Tempeln, Minareten, Märchenwäldern und sprechenden Vögeln geträumt; aber so, als Mann des bald zwanzigsten Jahrhunderts, erinnerte er sich der verschwundenen Geldrollen und schaute Herrn van Speeterskerke mit mitfühlender Sanftmut an.

„Lassen Sie sich aber ja nicht durch die Ehren, mit denen Sie mich jetzt bekleidet wissen, hindern, mich auch wieder als Kaufmann anzusehen, Herr Barballe, wenn Sie das Vertrauen, das Ihr Onkel mir bewiesen, auf mich übertragen wollen, soweit . . ."

„Warten Sie, warten Sie," rief Barballe und lief wie ein Besessener nach seinem Hause. Es sah hier seine Dienerin, auf ihren Besen gestützt, wie sie mit strenger, ernster Miene, eine wahre Sybille der Ordnungsliebe, die Porzellantrümmer betrachtete. Aber ohne auf diesen Ausdruck richterlichen Unwillens

zu achten, ohne ein Gefühl für diese tadelnden Blicke, die abwechselnd Barballe und die Flüssigkeitsgefässe auf dem Tisch streiften, ergriff er die Statuette, steckte sie in die Tasche, und in drei Sätzen war er wieder in der Tulpe.

„Herr van Speeterskerke, was ist das hier? können Sie mir eine andere genau gleiche verschaffen, oder mehrere andere?“

„Ich habe eine,“ sagte Herr van Speeterskerke.

„Wollen Sie sie mir schicken? Wieviel kostet sie!“

„Na, na,“ sagte Herr van Speeterskerke, „ich habe nicht grade Lust, mich davon zu trennen.“

„O, aber ich bitte Sie darum.“

„Das ist für mich noch kein Grund.“

„Ich werde sie Ihnen gut bezahlen.“

Herr van Speeterskerke gluckste; er begann vor Lachen zu weinen; der Inhalt seiner Tasse mit Milchkaffee, die er zwischen den Fingern hielt, schwappte über, und ein grosser Teil davon floss in die Weste.

„O, wie schade," sagte mit dem grössten Ernst Cyprian.

„Herr Cyprian," sagte Herr van Speeterskerke, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, „ich werde mit dem Zollschiff abreisen, dann mit einem grossen Dampfer fahren, dann eine kleine Eisenbahn und ein anderes Schiff benutzen — und dann werde ich in der Stadt Borensburg ankommen, wo ich mit meinem Laden, der der schönste und besuchteste der Stadt ist, vorteilhaft bekannt bin; machen Sie mir das Vergnügen, mit mir zu reisen! Sie sehen mir ganz darnach aus, als ob Sie eine schlechte Nacht verbracht hätten. Na, das kann weiter nicht überraschen bei dem Klimawechsel. Also, Sie werden zu mir kommen, wie Ihr Onkel, eine Flasche guten Burgunder trinken, wie Ihr Onkel, und wie Ihr Onkel, werden Sie meine Kunstgegenstände betrachten. Vielleicht ist eins dazwischen, das Ihnen gefällt; ich würde es Ihnen sehr gut verpackt schicken; die Verpackung meines Hauses schlägt jede Konkurrenz."

„Nun gut, ich bin bereit.“

„So machen Sie sich denn fertig; wir haben drei Kilometer im Wagen zu fahren, und das Schiff geht in anderthalb Stunden.“

„Dann haben wir also sechsmal Zeit.“

„In Paris vielleicht, hier gehts schon ein bischen langsamer.“

„Dann laufen die Pferde bei Ihnen nicht.“

„O doch, aber wie gesagt ein bisschen langsamer.“

„Ich will mich nur umziehen und etwas stadtfähig machen.“

„Das ist nicht der Mühe wert, reisen wir ab.“

Das dicke Pferd, das einen kleinen zweirädrigen Wagen zog, vertiefte sich in die gelben Sandwindungen des Weges. Und nun kamen Mühlen, Wiesen, kleine Bauernhöfe, Häuschen, und vor jedem stand ein biederer Mann, der seine Pfeife rauchte und seine Mütze abnahm, indem er „Guten Tag Herr van Speeterskerke“ sagte, und Herr van Speeterskerke sagte zu seinem Begleiter:

„Herr Barballe, glauben Sie an die göttliche Vorsicht?“

„Nicht dass ich wüsste,“ sagte Barballe.

„Thun Sie es lieber!“

„Vorsicht, Steingut,“ murmelte Barballe.

„Steingut, wieso? Aber gewisslich giebt es auch eine Vorsehung speziell für Steingut, wie für Porzellan, wie für alles; es giebt unendlich viel Vorsehungen, die übrigens nur die Wiederspiegelungen der weisen Seelen vergangener Zeiten sind. Es giebt viel mehr Vorsehungen, als man glaubt.“

„Ach nein?“ sagte Barballe.

„Sie glauben nicht, Herr Barballe, wie Ihr Onkel beredt war, wenn er von der Vorsehung sprach: das war das A und O all seiner Sorgen. Er beschäftigte sich auch nur deshalb nicht viel mit Ihnen, weil er sich auf Ihre eigene Vorsehung verliess. Das hielt ihn jedoch durchaus nicht ab, Sie sehr zu lieben.“

„Na, davon habe ich in meiner Jugend nicht gerade viel bemerkt.“

„Aber jetzt.“

„Na ja, jetzt hat er ja an mich gedacht, wies scheint, aber immerhin hat er doch der Vorsehung von Mme Barbe van Turlure mehr Vergnügen bereitet, als der meinigen."

„Glauben Sie mir," sagte Herr van Speeterskerke, „Sie haben das bessre Teil."

„O, ich bin damit zufrieden, das Haus ist solide."

„Sehr richtig, Herr Barballe."

Aber ich glaube, dass ich mit meinen Renten ein bisschen knapp sein werde.

Wer weiss, Herr Barballe.

So plauderten sie gemütlich miteinander, fuhren an kleinen Silberweiden entlang und kreuzten enorme weiss und rot bemalte Kremser.

„Sie würden gern im Lande bleiben, Herr Barballe?"

„O ja."

„Sie haben Recht, Sie thun mir wohl mit diesem Wort."

„Und warum? Herr van Speeterskerke?"

„Nun, ich freue mich, dass ein Sammler von altem Steingut, wie Sie es sein werden,

sich hier festsetzt. Bloss um eine andre unglückliche kleine Statuette mitzunehmen, laufen Sie Gefahr, die eine zu zerbrechen. Sehen Sie, nur die belanglosen Liebhaber ohne Bildung und Wissen glauben, dass die Fayencen oder Porzellane so ungestraft reisen können. Ihr Onkel wusste sehr wohl, dass sie sich nicht leicht akklimatisieren. Beobachten Sie nur, wie die Chinesen und Japaner eingehen, sobald sie für den Export auf eine Vase geklebt werden: sie verkümmern direkt."

„Sie glauben also, dass das chinesische und japanesische Vasen sind?"

„Warum sollte ich etwas andres als die Wahrheit glauben?"

Barballe begann zu träumen, und Herr van Speeterskerke respektierte seine Träumerei.

Sie kamen in Borensburg an. Van Speeterskerke trat in sein Magazin ein, zog Barballe in ein Empfangszimmer, liess ihn Platz nehmen und läutete. Eine Dienerin erschien. „Pomard," sagte van Speeterskerke vernehmlich, und der Pomard kam in Begleitung zweier Gläser, und Herr van Speeterskerke sagte:

„Trinken wir zuerst auf die Gesundheit des Herrn van Turlure.“ Er klingelte wieder: „Rufen Sie Madame, bitte.“ Mme van Speeterskerke eilte herbei und empfing Barballe mit freundlichem Lächeln: „Ah, Herr Barballe, ja, wie haben wir Sie erwartet!“

„Noch ein Glas Wein, Herr Barballe?“

„Nein, danke, Herr van Speeterskerke, ich möchte lieber die Statuette sehen.“

„Richtig, ich dachte nicht mehr daran, sehen wir zu! Wie ist die Ihrige?“

„Aber ich habe sie Ihnen vor einem Moment gegeben.“

„Aber nein doch?“

„Gewiss!“

„Hast Du die kleine Statuette des Herrn Barballe gesehen?“ rief der Kaufmann seine Frau an.

„Sie ist hier im Empfangszimmer.“

„Gehn Sie, suchen Sie sie, mein Freund,“ sagte Herr van Speeterskerke, und Barballe stürzte davon, blieb aber wie erstarrt beim Anblick einer anmutigen jungen Dame stehen, die am Tische des Empfangszimmers,

aus dem er soeben herausgekommen war, nähte.

Und Herr van Speeterskerke, der hinter ihm stand, sagte zu ihm mit leiser Stimme: „Na, wer hätte geglaubt, dass der alte van Speeterskerke so eine hübsche Tochter hätte wie die da? Annette, ich stelle Dir Herrn Barballe vor, den Neffen des Herrn van Turlure. Geh, mein Kind, wir haben zu sprechen."

„Schön, Papa."

„Also denn?" sagte Herr van Speeterskerke.

„Also denn?" sagte Barballe.

„Setzen Sie sich an diesen Tisch, mein Kind, breiten Sie Ihre Finger aus, still, fromm; rufen Sie die Seele Ihres Onkels an! Bist Du da, van Turlure, Jakob van Turlure, glücklicher van Turlure; kannst Du über einige Minuten verfügen? Bist Du da, van Turlure?"

Der Tisch schwankt, klopft: „ja."

„Bist Du mit dem Gang der Dinge zufrieden, van Turlure?"

„Ja."

„Hast Du Deinem Neffen, der hier ist, nichts zu sagen?"

„Doch."

„Was denn? Sprich!"

„Sprechen Sie, Onkel, was sagen Sie?"

„Flöte!"

„Flöte?" wiederholte Cyprian.

„Ihr Onkel ist ein Sonderling, aber von den besten Absichten. Ich kenne sie und weiss, was er will. Das ist es!

Wollen Sie Frl. Annette van Speeterskerke heiraten und meine Geschäfte übernehmen? Das war der Wunsch Ihres Onkels. Wollen Sie ihn nochmal fragen?"

„Ja. Van Turlure, Onkel! . . . Übrigens habe ich nicht nötig, ihn darum zu fragen; ich bin majorenn und Herr meiner Handlungen. Und so bitte ich Sie denn um die Hand von Frl. Annette."

Der Tisch fing an mit Heftigkeit zu krachen.

„Was hast Du, van Turlure, aufgeregte Seele? Sprich, alter Freund, was willst Du?"

„Sage meinem Neffen, er soll zuhören.“

„Gut, ich höre zu, Onkel, was wollen Sie, sagen Sie!“

„F-l-ö-t-e, Flöte, das ist's!!“

Der Tisch begann wieder zu knacken.

Und Flöte und nochmal Flöte.

„Ach, ich habe genug davon,“ sagte Barballe.

„Hören Sie, der Tisch knackt immer noch!“

Der Tisch sagte: „Van Speeterskerke, sag meinem Neffen, dass ich jetzt, wo er wohlgeborgen ist, ihn bitte, so wenig wie möglich an mich zu denken; das würde meine Verdauung stören. Auf Wiedersehen in der Ewigkeit.“

„Und mir,“ sagte van Speeterskerke, „hast Du nichts mehr zu sagen?“

„Absolut nichts. Störe mich gefälligst nicht weiter.“

„Gut,“ sagte van Speeterskerke, „er wird sich schon anders besinnen; heute Abend noch wird er kommen und an meinem Tisch seine Pfeife rauchen. Nun, nach seiner Laune.“

Am Abend desselbigen Tages aber sagte

Annette zu Herrn Barballe: „Werden Sie mich immer ebensosehr lieben, werden Sie mich immer ebenso hübsch finden, wie da ich in Porzellan war?"

„Sie sind also in Porzellan gewesen?"

„Wissen Sie es nicht?"

„Ich glaubte es geträumt zu haben."

„Vielleicht wars bei mir auch bloss ein Traum."

„Kleine, Süsse, Zarte, Zerbrechliche!"

„Nun aber, Herr Barballe," rief fröhlich Herr van Speeterskerke," ist es spät und Annette hat genug geschwätzt. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, mein Schwiegersohn. Ich habe keinen Pomard mehr, aber noch einen Tropfen Clos-Vougeot, der ist eben so gut.

„Nicht wahr, van Turlure?" sagte van Speeterskerke, indem er sich an die sprechende Tafel wandte.

„Absolut!" erwiderte diese.

DIE LEUCHTER

Von Detlev Freiherrn von Liliencron

Alles Leid ist Einsamkeit
Alles Glück Gemeinsamkeit
Richard Dehmel

In meinem Grabe hab ich heut gelegen
Den ganzen Tag. Stumm horchte die Natur,
Tief lag der Schnee ringsum auf allen Wegen.

Wenn nur ein Fuchs, wenn eine Krähe nur
Gekommen wäre durch den stillen Garten;
Er schwieg wie eine abgelaufne Uhr.

Kein Wind, kein Hauch. Und Alles wie ein Warten,
Das nicht mehr Warten ist — es ist der Tod,
Um dessen Sense sich die Geister scharten,

Die unsichtbar, wie auf ein Machtgebot,
Geduldig, festgeschlossnen Auges schliefen,
Als hofften niemals sie ein Morgenrot.

Wenn meine Teckel nur im Traume liefen,
Als wären sie dem Rehbock hinterher
Und scheuchten ihn in dunkle Waldestiefen.

Der Himmel, überzogen kreuz und quer
Mit einem einzigen grauen Wolkenschleier,
Steht regungslos wie ein erstarrtes Meer.

Nun tritt die Dämmrung in die Trauerfeier;
Allmählich, nordisch sinkt die schwarze Nacht
Und frisst sich in die Erde wie ein Geier.

„Licht, Licht, Bertouch! Das Feuer angemacht!"
Ich klingle heftig. Und da hat er schon
Die schweren Schreibtischleuchter mir gebracht.

Licht stürzt sich wie von Gottes heiligem Thron
Durch meine Zimmer. Sonne, Mond und Sterne
Erheben sich für mich aus ihrer Frohn.

Lebendig wirds in mir. In weite Ferne
Rückt mich wie über Zeit und Raum ein Sprung,
Es ist, als ob ich wieder fühlen lerne:

Die Leuchter brachten mir Erinnerung:

Wie lang ists her? Ah, Kirmess und Gedudel!
Ich war so knabenfrisch. Mein Herz, ein Quell,
Trug über Gold und Kiesel seine Strudel.

Spornstreichs mit Hedada und überschnell,
Das Leben wie ein junges Kalb genossen,
Wie Wind und Walzer war mein Naturell.

Den Liebesgöttern dient ich unverdrossen,
Vor schönen Frauen lag ich auf den Knien,
In jedes Mädel war ich gleich verschossen.

Glücklich und glücklos, wies der Tag verliehn:
Von Rosenketten allzugern umwunden,
Hab oft ich nachts in Dornen aufgeschrien.

Der unglücklichen Liebe kahle Stunden,
Der Liebe auf den Strand geworfnes Wrack,
Ich habs, wie jeder Mensch, im Sand gefunden.

Was klingt mir da im Ohr? Ein Schabernack?
Mein Leuchter scheint die Arme auszubreiten.
Ein Orgelspiel: Äfft mich das Geisterpack?

Wo bin ich? Ach, in welchen Seligkeiten!
Ein unvergleichlich schöner Sommertag
Lässt seine Himmelswellen niedergleiten.

Des Zephirs engelstiller Flügelschlag
Haucht über Gras und Beete seine Kühle
Und heckt viel tausend Rosen aus im Hag.

Und überall durchklingts im Stadtgewühle
Wie Lerchenjubel jede Menschenbrust,
Und selbst den Grämling stacheln Frohgefühle.

Zu klarem Denken wird Gedankenwust,
Die Seele führt den Geist zu Firnenplanen,
Das Herz entsetzt sich schier vor Liebeslust.

Vom blauen Äther hängen Seidenfahnen
Aufs grüne Blätterdach; im Teiche schnellt
Sich überwohl der Fisch aus seinen Bahnen.

So freut und weidet sich die ganze Welt —
Nur ich allein durchreite dies Entzücken
Mit tiefgesenkter Stirn, ich armer Held.

Ein schlechter Ritter, der auf Pferdesrücken
Sich Träumen hingiebt und den Zügel schlafft
Und lässt den Gaul am Wegrand Gräser pflücken.

Ich steige ab. Und aus der Halfterhaft
Mag nun mein Tier sich selbst die Stallthür finden,
Ich geh zu Fuss auf meiner Pilgerschaft.

Die Sonne senkt den Lauf, die Stunden
schwinden;
Versunken bleib ich immer wieder stehn
Und kann und kann die Qual nicht überwinden.

Verschmähter Liebe Qual. Unwürdig flehn
Mag ich nicht mehr. Mein Gott, wie halt
ichs aus,
Dass Du mich in die Wildnis liessest gehn.

Wo irr ich hin? Wie weit? Wo liegt mein Haus?
Ich such es, meid es, kann es nicht erreichen.
Bald macht die Nacht dem Tage den Garaus.

Wo bin ich nun? Die Wassertümpel bleichen,
Die ersten Sterne funkeln drohend auf.
Sind meine Leuchter da, die Gnadenzeichen?

Wer grinst mich an? Wer rennt um mich
zu Hauf?
Hat mich des Wahnsinns Peitsche schon
geschlagen?
Gestossen wie von Furien ist mein Lauf.

Was blinkt das Lämpchen dort? Hör ich
ein Klagen?

Aus dumpfen Mauern? Ach, es schweigt,
es schweigt;
Ein Vogel hat den Ton wohl hergetragen.

Nun wieder ists, als wenn dort einer geigt,
Ein melancholisch Lied; es ist verklungen,
Noch fern einmal, als wenns hinuntersteigt.

Mich friert; die ganze Welt ist frostdurch-
drungen!
Taun nirgends denn die Veilchen vor mir auf?
Zum Kranze um Dein schönes Haupt ge-
schlungen?

Und ein Kapellenthürchen thut sich auf.
Hinein! Zur mater dolorosa eil ich?
Wie tröstlich blinkt der Himmelskrone Knauf.

Und meine schweren Kümmernisse heil ich
Im Angesicht von unsrer Lieben Frauen;
Auf Knien, in tiefer Andacht, Inbrunst weil ich.

Es gilt das Allerheiligste zu schauen!
Der Kirchendämmer hemmt mir fast den Schritt,
Des Fliesenganges Echo macht mir Grauen.

Weit hinten steht, am Marmorrisalit,
Steht ein Altar mit welken Blumenkränzen,
Um den ein spärlich Lampenlabsal glüht.

Zwei grosse Leuchter, die wie Sterne glänzen,
Mit dicken Kerzen drin, die angezündet,
Rändern den schwarzen Tisch mit blassen
Grenzen.

Und hinter diesen hellen Leuchtern kündet
Der Mutter Gottes und des Kindleins Bild
Das Wunder, das kein Sterblicher ergründet,

Das jeder Wunde schlimme Blutung stillt
Und sie beschützt mit einer sanften Decke,
Bis keine Quelle mehr des Schmerzes quillt.

Ich trete vor aus meinem Beichtverstecke,
Entwaffnet, wie sichs ziemt vor meinem Gott.
Da! Schlug ein Blitz ein, dass ich so erschrecke?

Was seh ich? Treiben meine Sinne Spott?
Ich wanke, wie geschubst von einem Riesen,
Wie willenlos geschoben aufs Schaffott.

Wer liegt da vor den Leuchtern auf den Fliesen?
Sie ists, die mir mein Herz in Stücke schlug,
Die mir den Weg der Einsamkeit gewiesen.

Ein Veilchenkranz schmückt, wie zum Frühlingszug,
Ihr schwarzes Haar, das um die bleichen Wangen
Verschleiernd bebt wie dunkler Schattenflug.

Die braunen Augen, tief voll Sehnsucht fangen,
Das süsse Licht; fast sind sie ganz verdeckt,
Die weichen Wimpern zittern vor Verlangen.

Madonna hinterm Kerzenschein versteckt
Erschimmert wie aus Paradiesesfluren,
Von keiner Erdensinnlichkeit befleckt.

Madonna vor den Leuchtern büsst die Spuren
Des schwachen Fleisches und der starken Triebe,
Wie sie gemein sind allen Kreaturen.

Doch beide bindet und vereint die Liebe.

Ninon De Lenclos

Von Franz Blei

> „So weit es Frauen betrifft sind Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit unzertrennliche Begriffe, aus deren jedem sich die andern drei von selbst ergeben.
>
> Frank Wedekind

Warum diese Geschichte von der schönen Ninon eine Groteske genannt ist, dies zu erklären wird mir ein anderes Mal erlaubt sein, wenn die Melancholie einer ernsthaften Erörterung besser am Platze ist als hier, wo ich nichts als die Geschichte der süssen Ninon erzählen will. — Henri de Lenclos war ihr Vater, nicht von übler Herkunft, ihre Mutter war eine Raconis, und Ninon wurde beiden als einziges Kind am 10. November 1620 zu Paris geboren. Die Mutter war eine sehr fromme Dame, die schon früh der Tochter den Traktat des Franciscus de Sales Über die Liebe zu Gott zur Lektüre gab; der Vater that dasselbe

mit den Büchern des verehrten Montaigne und des Gassendi, und er gab auch den Namen Ninon. Die Erziehung des Vaters fand die Kleine mehr nach ihrer Anlage und was die der Mutter betrifft, kam sie schon mit dreizehn Jahren zu dem so kurzen als treffenden Schluss: qu'il n'y avait rien de vrai à tout cela; es ist Herr Tallement, der diesen Ausspruch in jener seiner oft glänzenden Historiettes aufgezeichnet hat, die er der Ninon widmet. Bei ihren ausgezeichneten Talenten war es dem väterlichen Erzieher sehr früh schon möglich, seine gewandte Schülerin und schöne Tochter in die Gesellschaft des Marais einzuführen, die unbekümmert um die innere und äussere Not des Landes sich mit Sicherheit und Grazie dem heitersten Genusse der Tage hingab, die noch das Abendrot der späten Renaissance vergoldete, mehr zu wollustvollem Ruhen und Geniessen ladend, als zu That und Handeln wie früher, als diese Sonne noch in Mittagshöhe stand. Nun war Ruhen gut; es machte die Sinne lebendig und rückte

das Abenteuer, das man sonst zu suchen ging, näher. Und mit Ninon kam Sinn und Beziehung in die Ausgelassenheit des Geistes und anmutige Grazie in die Lust der Sinne — was alles ihre Schönheit vermochte, die von jener harmonischen Art war, wie sie von dem verständigen Enthusiasten weiblicher Schönheit in den Satz gefasst ist, den ich diesem Versuche als Argument mitgab. — Es ist nicht auffallend, dass die Beschreibungen von Ninons Reizen sich so widersprechen, dass Tallement sogar sagt, qu'elle n'en eut jamais beaucoup, und dass die auf uns gekommenen Porträts — durchaus von unbeholfener Hand gestochen — keine schöne Frau zeigen. Mag dieses an dem Unvermögen jener kleinen Illustratoren liegen, — dass sich die Urteile der Männer widersprechen, dies liegt am verwirrenden frühen Rufe von Ninons Schönheit, möchte auch im Neide der Verschmähten einen Grund finden, ist aber vor allem dieses Ursache, dass sich diese harmonische Schönheit nur dem ganz offenbart, der über dem Einzelnen das Ganze

nicht versäumt, auf dieses immer bedacht ist als ein Kenner und der ganzen Schönheit ungeteiltes Empfinden ihrer Macht entgegenbringt. — Die Memoirenschreiber sprechen von Ninons hoher Gestalt, ihren feinen Beinen und noch feineren Armen und den schönsten weichen Händen. Ihre Haut, sagen sie, war weiss und zeugte im Vereine mit jenem mässigen Embonpoint des Körpers von guter und beständiger Gesundheit. Kastanienbraun war ihr Haar und schwarz die Brauen, wohlgetrennt und wohlgebogen; Augen: wie tiefschwarzer Sammt, patte de velours, Augen, in welchen zugleich der Widerstand und die Liebe, die Vernunft und die Wollust herrschten. Die Zähne waren unvergleichlich, die Lippen köstlich (un peu raillantes et relevées vers le coin) und ihr Lächeln war eine gütige Verheissung. Doch nein! Es mögen die Schönheiten von Ninons Körper eine Legende sein, die jeder erzählen soll mit dem schönsten Schmucke sehnsüchtiger Erfindung oder seiner besten Geliebten entlehnten Wahrheit. So waren die Augen Ninon's, dachte ich unlängst,

als ich den Blick einer Frau sah, der wie flüssiger Bernstein leuchtete, — dies waren die Füsse Ninons, fiel es mir gestern ein, als eine Frau vor mir herging und die Schleppe hob. Jeder kennt Ninon und jeder weiss wie schön sie war, und jeder kennt sie anders — und es ist Ninon.

Sind die Zeitgenossen Ninons auch voller Widersprüche und Unzulänglichkeiten, wenn sie von den Talenten des Körpers sprechen, so sind sie doch einig in Lob und Preisen von Ninons Gaben des Geistes. Und keine erfundene Geschichte könnte wahrhaftiger ein Beispiel zu dem Satze geben, wie Grund und Ursache aller schönen menschlichen Dinge die wohlbeschaffene Sinnlichkeit ist. Ninon waren alle Talente der Gesellschaft ihrer Zeit eigen und sie übte sie mit so vielem Reize, dass, was oft das Schicksal erfährt, in leerer Form sich aufzugeben, durch sie zu stärkerem Leben erwuchs. Sie spielte die Laute und Theorbe, galt als die beste Tänzerin der Sarabande und entzückte die

Hörer mit einer Stimme, die nur une petite voix de ruelle war; doch sagte sie: la sensibilité est l'âme du chant und sie sagte es nicht nur. Aber dies waren die Gaben für die kleinen Gelegenheiten des heitern Zufalls — was ausser diesem und ausser Ninons Schönheit ihren Ruhm schuf, war die Güte ihres Herzens, die Lebhaftigkeit ihres Witzes, die Sicherheit ihres Thuns. Die zuverlässigste Freundin war sie ihren Freunden, die dieses Verdienst an ihr rühmten wie die Geliebten das Verdienst ihrer Schönheit — Le moindre defaut de filles galantes est la galanterie, sagte La Rochefoucauld und Ninon war galant, doch keine galante fille, wie man damals diese Frauen hiess. Ninon war eine amoureuse und hatte ihre caprices wie sie es nannte. Und sie gewann aus ihnen jene kostbaren Weisheiten über die Liebe und diese graziöse Theorie der Wollust, die ich gerne den Frauen von heute als einen Traktat empfehlen möchte, jenen, deren Temperament ein so schöner Ausgang und Anfang ist, der, ach wie bald! in schlimmster

Litteratur oft endet oder in völligem Verluste, jenen Frauen, die ich bitten möchte, nicht auf den Orpheus zu hören, der zum Steinerweichen singt, sondern dem Eros zu folgen, der gar nicht singt. — Ninon machte sich nichts aus der Metaphysik der Liebe; sie erklärte „aimer, c'est satisfaire un besoin", und sie liebte dieses kleine cynische Wort, weil es sich so präcise gegen das stellt, was ihr als die Gefahr der Liebe erschien: die Idee der Liebe mit ihrem Gefolge falscher Gefühle und falscher Worte und schlechter Thränen. Und dann ist zu bemerken, dass dieses Wort die naive Wahrheit ist, wenn die Frau es ausspricht, die Frau, die uns verwirrte Männer immer überrascht durch die oft so merkwürdige Wahl ihres Geliebten. Un besoin à satisfaire. Doch man muss dieses Bedürfnis nicht in seinem engsten Verstande nehmen und davor erschrecken. Ninon kannte gar wohl die Köstlichkeiten des Zweifels, der Erwartung, des ersten Wortes, und auch diese waren ihr Bedürfnis; nur liess sie sich davon

nicht zu Täuschungen verwirren über den tieferen Sinn aller dieser Dinge oder dass sie gar diesen selbst darüber in sich verbraucht und verloren hätte. Ein Beispiel für den weiteren Begriff, unter dem Ninon von dem besoin sprach, möge die ganz subtilen Schwärmer beruhigen: Giebt es ein köstlicheres Gefühl als das des Geliebten, der sich geliebt weiss? „Giebt es in der Liebe etwas Entzückenderes als der Widerstand einer Frau, der zu bitten scheint, ihre Schwäche nicht zu missbrauchen? Giebt es etwas Verführenderes als die Stimme, der die Erregung den Atem nimmt? Als das Verweigern, das die Geliebte, ach! sich selber vorwirft . . . ?“ Die Ninon nahm die Liebe für das was sie ist, für einen Geschmack, der sich auf den Sinnen gründet, ein blindes Sentiment, welches kein Verdienst in dem Gegenstande, der es erweckt, voraussetzt, noch denselben zu einer Erkenntlichkeit verbindet, — mit einem Worte für eine Laune, eine Caprice, die nicht von uns abhängt, „et qui est sujet au degoût ou au repentir.“

Warten Sie meine Caprice ab, sagte Ninon dem, der auf sein Glück ungeduldig war. Ninon hat nie mit ihren Geliebten gebrochen; sie gab ihnen, wenn sie nicht mehr liebte, einen Abschied in aller Schönheit, so dass sie ihre Freunde bleiben mussten. So gross war diese Frau, und so sicher in ihrem Liebesvermögen, dass sie nie in Feigheit vor dem Worte: Ich liebe dich nicht mehr, die Krämpfe bekam oder jene Komödie spielte, die in Lügen einen traurigen Zustand hinzieht und deren Heldin glaubt, nun, da das Ende eingetreten, den hassen zu müssen, den sie geliebt hat. Aus ihrer Art formte dies Ninon in den Satz: „Wenn eine Frau keinen Geschmack an einem Manne findet, der ihr zu gefallen sucht, so soll sie seine Leichtgläubigkeit nicht missbrauchen, und ihm, ohne Hoffnungen zu erwecken, klar und deutlich den Abschied geben. Sie muss aber auch, wenn sie wiederliebt, sich nicht länger bitten lassen als es ihr angenehm ist und die Süssigkeit des Vorgenusses es verlangt."

Einige bestreiten es, dass Coligny der erste Geliebte der Ninon war, und nennen dafür den Herrn de Saint-Étienne; aber Saint-Evremont, Ninons ältester und längster Freund, verdient um dieser seiner Freundschaft willen Glauben. Und er nennt Coligny als den Glücklichen. Man weiss, dass dieser Herzog von Chatillon Protestant war, und so gross war der Zauber Ninons, dass sie es sich erlauben konnte, mit dem Herzoge über dessen Religion und die Vorzüge der eigenen zu streiten, ohne dass dieser davonlief. Wie es mit dieser ersten Liebe zu Ende ging, davon fehlen die Dokumente. Eine kleine Bosheit, die man sich darüber nicht ohne Witz zusammenlügte, muss sogar Tallemnat als Erfindung abweisen, doch weiss auch er, der alles wusste, nichts über den Schluss von Ninons erster Liebe zu sagen, die ihr die weise Kenntnis ihrer selbst zu früher Frucht zeitigte. — In diesen Tagen ihrer ersten Liebesweisheiten lernte Ninon die berühmte Marion de Lorme kennen, die damals, obzwar nicht mehr jung, doch immer noch so

schön war, wenn sie auch kalte Fussbäder nehmen musste wegen ihrer etwas geröteten Nase. Manches hatten die beiden Amoureuses gemeinsam (nicht nur, wie es vorkam, die Geliebten), aber eines unterschied sie bedeutend: Marion zeigte nicht wie Ninon die schöne Uneigennützigkeit in der Wahl. Doch waren sie gute und würdige Freundinnen, wie es auch sonst der Ninon natürlich war, dass sie in der Sicherheit des eigenen Wertes Angst vor den Frauen nicht kannte. Ces deux Laïs nannte die Beiden Saint-Evremond, und eine war stolz auf die andere und waren voller hübscher Aufmerksamkeiten für einander. Oft schliefen sie zusammen (wie es damals Sitte war) und einmal schenkte die Marion der Ninon kleine spanische Hunde in einem seidenen Körbchen. Der gar nicht galante Herzog von Saint-Simon muss von ihnen sagen: „elles acquirent une réputation et considération tout à fait singulières“. Die beste Gesellschaft verkehrte in ihren Salons. Ich nenne nicht die Namen der Vergessenen, aber Grammont, den der Graf Hamilton be-

kannt gemacht hat, Saint-Evremond, den Dichter, Desbarreaux, den Herrn d'Elbène, der von seinen Schulden lebte wie ein anderer von seinen Einkünften, Desyvetaux, und Scarron, als er noch jung und wohlgestalt war. Wenn diese Herren auch ohne Neid die Liebe Ninons und Colignys gesehen hatten, so sahen sie doch auch die Trennung nicht ohne Vergnügen. Der Besitz einer Sache giebt eine viel richtigere Vorstellung von ihr als das Verlangen danach, und nun rüstete sich jeder und Ninon erklärte, dass sie Beständigkeit und Treue einer weit reineren Gesinnung, nämlich für die Freundschaft aufbehielte. Coligny und anderen folgte de Palluan und de Miossens, „. . . aux maris si terrible — le Miossens à l'amour si sensible . . ." —

Die Treue für die Freundschaft . . Ninon gab, wie es in dem graziös pointierten Satze des 18. Jahrhunderts heisst, „sie gab ihren Geliebten die gefährlichsten Rivalen in der

Person ihrer Freunde". Der arme Scarron musste das heitere Marais verlassen, um in Faubourg Saint-Germain eine Gesundheit zu suchen, die er nicht mehr finden sollte; denn er kam vollständig gelähmt wieder ins Marais zurück, wo er in Ninon die einzige Freundin fand, die tagelang bei ihm weilte, der sich nicht aus dem Stuhle rühren konnte. Von der Ninon hatte es der Graf Grammont nicht gelernt, der seine besten Freunde sofort aufgab, wenn sie krank wurden. Scarron war nicht der Einzige, der nun in Ninons Salon fehlte: der alte prächtige Desyvetaux war plötzlich verschwunden, und da seine Angelegenheiten nie zum besten standen, fürchtete die gute Freundin Ninon, der lustige Alte sei auf einmal schwerem Trübsinn verfallen, und sie ging ihn suchen. Sie fand ihn glücklicher als je. Und dies ist eine hübsche Geschichte. Als abends einmal Desyvetaux heimkam, lag vor seiner Thüre ein ohnmächtiges junges Mädchen und neben ihr eine Harfe. Er liess sie in sein Haus bringen und ihr reichen was nötig war. Sie

kam zu sich, und Desyvetaux erkannte bald, dass sein Herz nicht gleichgültig geblieben war. Mlle. Dupuis — so hiess die Kleine — spielte nun auf ihrer Harfe aus Erkenntlichkeit für ihren Retter, der ein grosser Freund der Musik war. Und als sie gar zu singen anhub, wusste er, dass er sich niemals mehr von ihr würde trennen können. Er überredete sie, bei ihm zu bleiben, und das Mädchen blieb, da sie sah, wie glücklich sie den alten Herrn machte, für den nun das schönste Idyll anhob. Er zog sie als eine Schäferin an, sich selbst als einen Schäfer Corydon — der Gute war siebenzig alt — und lauschte, auf dem grünen Teppich seines zierlichsten Zimmers gelagert, den Tönen, die seine Schäferin aus ihrem Instrumente zwang. Zärtlich wie er, der oft dazu die Flöte blies, verliessen von diesem harmonischen Klange gerührte Vögel ihre Bauer, liebkoseten mit ihren Flügeln die Harfe und erstarben darauf noch trunkener voll Lust auf dem Busen der Schäferin. Die zu solcher Galanterie wohlerzogenen Vögel waren das

äusserste Entzücken des alten Corydon, der nun nur mehr Eklogen sprach. — Das ist vielleicht sehr lächerlich, aber ist es nicht auch sehr rührend? Ninon, die Desyvetaux so mit Hirtenstab und rosarot gefüttertem Schäferhut fand, liess es sich gar nicht angelegen sein, ihn wieder auf seine frühere Lebensart zu bringen, da dies neue sein volles Glück ausmachte. Sie blieb seine Freundin und besuchte ihn oft in seiner zärtlichen Maskerade, die er nie mehr aufgab; als er im Sterben lag, bat er Fräulein Dupuis um seine Lieblingssarabande und verging selig lächelnd, ein gelbes Band in den Händen, „aus Liebe zu gentille Ninon, die es mir gegeben hat".

Doch so sehr sich auch Ninon um ihre Freunde kümmerte, sie versäumte darüber der Liebe keine Zeit. Sie sagte es oft denen, die ihr gefielen, oder sie schrieb es ihnen, wie dem Herrn Novailles, worüber man sich bei den Précieuses im Hotel Rambouillet

sehr erregte. „Ich glaube, ich werde dich drei Monate lieben — eine Ewigkeit für mich“ schrieb sie dem Marschall d'Estrées, von dem sie sich später in einem Zustand fand, „dont on rougit lorsqu'elle n'est pas le fruit d'un lieu respectable et nécessaire à l'ordre établi par les fortunes.“ Da auch der Abbé d'Effiat Rechte auf das Kind zu haben behauptete, und Ninon nicht entscheiden wollte oder konnte, so that man es mit Würfeln, die dem Kinde und dem Marschall günstig fielen. Der Sohn wurde als ein Chevalier de Boissière erzogen, war Marinekapitän und starb sehr alt in Toulon als Freund der Musik und der Musiker. Das Glück, in welchem Ninon ihre ganze Lebenszeit durch diesen Sohn sah, liess sie niemals die Schwachheit bereuen, der es das Leben zu danken hatte. Ninon wurde noch einmal Mutter, doch nicht so glücklich. — Der dreizehnte Ludwig war gestorben und mit der Regentschaft, die für den minderjährigen Vierzehnten die Geschäfte besorgte, beginnt jene Zeit der fran-

zösischen Galanterie, welche eine Europäische Kultur schuf.

> Der Wechsel des Geschmacks stritt wider keine Pflicht,
> Der süsse Irrtum selbst hiess kein Verbrechen,
> Vergnügen nannte man die zarten, feinen Laster.

Dies war auch die glücklichste Zeit Ninons, die Zeit ihrer vollsten Schönheit und ihres grössten Ruhmes. Sie war die berühmte Ninon, doch sie wollte ihrem Rufe nie ein Glück der Liebe danken. Sie bevorzugte jene, die sie nur um ihrer selbst willen liebten und fand an den anderen nichts, die der Ehrgeiz des Roués die Liebe Ninons suchen hiess. Die gute und hohe Meinung, die sie von der Liebe hatte, dass sie eine caprice-passion von Anfang zu Ende sei, bewahrte sie von allen falschen Ambitionen und gab ihr diese Sicherheit, dass ihre Caprice nie einen Unwürdigen beglückte. So kannte sie die Reue nicht, weil sie keine Enttäuschung kannte, wenn man nicht eine solche in ihrem kurzen Verhältnis mit dem Duc d'Enghien

sehen will, der trotz seiner robusten Schönheit weniger für den Dienst der Venus als für den Bellona's geschaffen war. In seinen Armen muss Ninon das Wort eingefallen sein: Pilosus aut fortis aut libidinosus, denn sie seufzte einmal auf: Ach mein Herr, sie müssen sehr tapfer sein! — Doch bewahrte sie dem Herzog ihre Freundschaft und hatte sein Bild lieb, unter das Chaulieu die Verse geschrieben hatte: Pour avoir la valeur d'Hercule Il n'est pas obligé d'en avoir la vigueur. — Beständigkeit in der Liebe hielt die Ninon nur für eine sehr mittelmässige Tugend, ja sie nannte sie die Furcht, ein anderes Herz zu finden, wenn das eine aufgegeben. Auch war immer sie es, die verabschiedete, die mit dem klugen Instinkt für den Moment den wählte, der den Geliebten noch nicht müde fand. Keiner sollte an ihr satt werden, denn jeder sollte ihr Freund bleiben. — Es war unausbleiblich, dass Frauen, denen es die Natur versagt hatte, dem Beispiele der Ninon zu folgen, von dieser Lebensführung skandalisiert waren. Die Königin-

Regentin schickte eine Garde, die die Ninon ins Kloster der reuigen Mädchen bringen sollte. Aber da Ninon, wie Bautru gut bemerkte, weder reuig, noch Mädchen war, musste man ihr selbst die Wahl des Klosters lassen, als welche sie das der — Grands Cordeliers nannte. Anna von Österreich war darüber sehr zornig, aber dem Herzog von Enghien gelang es nicht nur, diesen Zorn zu sänftigen, sondern der Regentin auch so viel schönes von Ninon zu erzählen, dass es der hohen Dame sehr leid that, einer „so allgemein geschätzten und bewunderten Person Ungelegenheiten bereitet zu haben".

Doch entschloss sich Ninon, Paris zu verlassen, in dem es unruhig wurde. Man sprach selbst in den Salons zu viel von den neuen Steuern und der Politik; die Meinungen teilten sich, Parteien entstanden, sie debattierten — Ninon fand das unerträglich und ging fort. Sie hatte damals den Marquis von Villarceaux zum Geliebten, und Ninon

war in dem Alter, das mehr das der Passion als der Caprice ist. Der Marquis war so eifersüchtig, dass er oft kleine Jungen unter Ninons Bett zur Spionage versteckte. Da schnitt sich die wundervolle Frau ihr Haar ab und schickte es dem Eifersüchtigen als ein Zeichen der Treue. Villarceaux lief, stürzte zu ihr „et ils restaient des huit jours de suite au lit“. Es war eines der Güter des Marquis, wohin sich Ninon mit ihm zurückzog, und wo sie drei Jahre blieb, drei treue Jahre, woran man sehen kann, dass die Ninon nicht unbeständig war aus Mangel an Tiefe. Aber vielleicht war die Treue auch nur so lange, weil Paris so weit war. Als die Beiden dahin zurückkamen, war der Marquis noch immer der Verliebte. Doch Ninon nahm einen andern. Und wieder einen andern. Paris war wieder glücklich und mit ihm Ninon; es schien die Sonne, da der junge vierzehnte Louis König war und Molière seine Komödien schrieb, die er der Ninon vorlas; die schrieb in dieser Zeit an Saint-Evremond, der in London als ein

Exilierter war, „dass sie Gott jeden Abend für ihren Verstand danke und ihn jeden Morgen bitte, dass er ihr die Thorheiten ihres Herzens bewahre“. Ich will nicht die Geschichten aller dieser sottises von Ninons Herz erzählen, die man in den Büchern findet, wie in dem saffiangebundenen Schwabacherdrucke des vorigen Jahrhunderts, aus dem ich das Beste dieser Geschichte abschreibe, — nichts von Gourville und nichts von Saucourt, der allen Frauen gefiel und nur seiner eigenen nicht, und nichts von Chapelle, der das Unglück grosser Hände und eines dicken Bauches hatte, zwei Dinge, die Ninon nicht ausstehen konnte, und wie dieser Schreckliche den Eid schwur, sich jeden Tag zu betrinken und jeden Tag ein Schmähgedicht auf Ninon zu machen, bis er ihre Gunst erreicht hätte. Er schrieb nur dreissig, aber auch am einunddreissigsten Tage war ihm die Ninon nicht gnädig und an keinem. Die Geschichte mit de la Chatre kann man überall lesen. Auch alles Einzelne, das sich mit dem Sohne der Madame Sévigné

zutrug, mit dem schönen Knaben, dessen Glück bei Ninon von wenig längrer Dauer war als das seines Vaters, der mitten aus einer erst kurzen Liebe weg in einer andern Schlacht sein Leben liess. Doch verkehrte die Sévigné, die den Mann und den Sohn an die Ninon verloren hatte, mit dieser in bewundernder Freundschaft. — Dann war der Tänzer Pécour (— „er tanzte und gefiel" —) der glückliche Nebenbuhler des so tugendhaften als verliebten Choiseul, der weiter nichts konnte, als ewig seine Liebe sehr langweilig erklären, und dem Ninon sagte: „C'est qu'il faut cent fois plus d'esprit pour faire l'amour que pour commander les armées." Der Tänzer war glücklich und frech. Als ihn Choiseul einmal in einer Art Uniform bei der Ninon traf und etwas spöttisches darüber bemerkte, sagte ihm Pécour: „Monseigneur, erstaunen Sie nicht, dass ich ein bisschen Uniform trage. Je commande un corps où vous servez depuis longtemps." — Ninon hätte viel zu thun gehabt, wenn sie überall das Feuer, das sie entzündete, ge-

löscht hätte. Und dann — Ninon war nicht mehr jung, sie war nun sechzig geworden. Aber ihrer Schönheit that die Zeit nichts. Sie sagte oft ihrem Freunde de la Rochefoucauld, er müsse seinem Satz, dass das Alter die Hölle der Frauen sei, in einer Note anfügen, dass dies für sie nicht gelte. In dem Paradiese ihres späten Herbstes wurden die Blätter nicht gelb, und selbst in den kleinen Fältchen um den Augen lachte die Liebe. Die Jüngsten sahen nicht, dass Ninon alt war, und die Ältesten wurden wieder jung, wenn sie sie sahen. In dieser Zeit erlebte die Ninon die Tragödie, die einzige in ihrem Leben, deren grosses Motiv der Triumph ihrer Schönheit ist. Ein Sohn der Ninon von einem de Gersay wurde als Chevallier de Villiers erzogen und verkehrte wie viel junge Leute, deren Eltern sie hinschickten, damit sie lernten, in dem Salon der Ninon, von der er nicht wusste, dass sie seine Mutter sei. Und er verliebte sich in sie mit der Wut des Zwanzigjährigen. Ninon war gütig, zurückhaltend, ablenkend — doch

es kam dazu, dass sie es ihm sagen musste. Er ersticht sich, und in den Augen des Sterbenden, über den sich Ninon beugt, ist noch immer die Liebe.

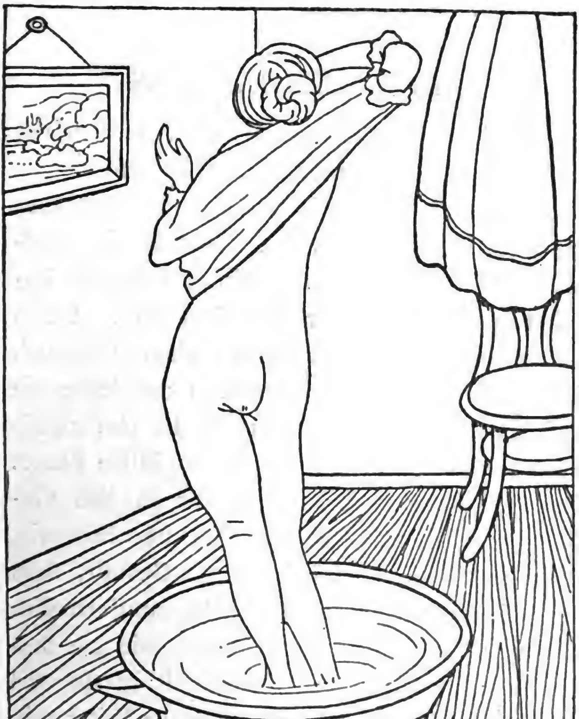
Nun nannte man die Ninon — Mademoiselle de Lenclos, da sie ruhiger geworden war. „Elle se contenta de l'aise et du repos après avoir senti qu'il y a de plus vif,“ wie Saint-Evremond es fein und gütig sagt. Nicht dass sie die Liebe aufgab — wurde sie doch von der Liebe nicht aufgegeben! — aber sie bemühte sich, das Herz ruhiger schlagen zu machen. Sie war neunundsiebzig alt, als sich der Abbé Gedoyn in sie verliebte. Sie hielt ihn hin und als sie ihn dann endlich in ihrem berühmten gelben Boudoir — noch einmal Ninon — empfing, und der Abbé über ihre Grausamkeit seufzte, mit der sie ihn so lange diese Stunde habe erwarten lassen — sagte ihm Ninon: „Verzeihen sie, Geliebter. Aber, glauben sie mir, meine Sehnsucht war nicht geringer als die Ihre ...

Aber ich wollte — ein bisschen Eitelkeit noch — und weil es doch ein seltener Fall ist, abwarten bis ich achtzig Jahre habe — und achtzig bin ich seit gestern abend.“ Ein Jahr dauerte diese letzte Liebe Ninons, dann ging Gédoyn auf Reisen und zeigte wenig Lust, zurückzukommen. Da schrieb ihm Ninon: „ . . . . . les plus courtes folies sont les meilleurs . . . .“

Am 17. Oktober 1705 starb Ninon. — Am Allerseelentage 1751 war es bei den Damen des Hofes Mode, vor einem Totenkopf die Andacht zu verrichten. Man schmückte ihn mit Bändern und Rosen. Die Königin hatte den Kopf der Ninon für ihre Zerknirschung und nannte ihn: „ma belle mignonne.“ Wollen wir nicht, liebe Freundinnen, da die Stunden noch schön sind, in süssen Worten von der grossen Ninon reden, in Worten, die ihr Andenken wie Rosen schmücken?



Zeichnung von F. Vallotton.



Zeichnung von F. Vallotton.

SANKT KÜMMERNUSS

Mirabilis Deus in sanctis suis. Gott wirkt wunderbare Dinge in seinen Heiligen.

Es war eines heidnischen Königes Tochter; die war schön und weiss. Darum ein heidnischer König ihrer zu seinem Gemahl begehrte. Das war der Jungfrau leid. Denn sie hatte Gott auserwählet zu einem Gemahl. Das thät ihren Vater erzürnen; der legte sie gefangen. Da ruft sie Gott in der Gefängnis an und bat ihn, dass er ihr zu Hilfe käme. Das geschah; und kam zu ihr in das Gefängnis und tröstete sie. Da begehret sie, dass er sie verwandelt in solche Gestalt, dass sie keinem auf Erdreich gefiele, sondern ihm allein, und dass er sie machte, wie sie ihm am besten gefiel. Da verwandelt er sie und macht sie ihm gleich. Da das ihr Vater sah, fragt er sie, warum sie also sähe. Da sprach sie: „Mein Gemahl, den ich mir auserwählt habe, hat mich also gemacht; denn sie


DIE BILDNVS ZV̊ LVCA
HB

wollte sonst keinen, denn den gekreuzigten Gott.“ Da ward ihr Vater zornig und sprach: „Du musst auch am Kreuz sterben, wie dein Gott.“ Das war sie willig. Und starb am Kreuz.

Und wer sie anruft in Kümmernis und Anfechtung, dem kam sie zu Hilfe in seinen Nöten. Und heisst mit Namen Kuminis, und wird genannt Sankt Kümmernuss und liegt in Holland in einer Kirche genannt Struberg. Da kam ein armes Geigerlein vor das Bild und geigte so lang, bis ihm das gekreuzigte Bild einen goldenen Schuh gab. Den nahm er und trug ihn zu einem Goldschmied und wollte ihn verkaufen. Da sprach der Goldschmied: „Ich kauf fein nit, vielleicht hast du ihn gestohlen.“ Da antwortete er: „Nein, das gekreuzigte Bild hat ihn mir gegeben.“ Man kehrte sich nicht daran, und fing ihn und wollte ihn henken. Da begehrte der Geiger, dass man ihn wieder zu dem Bild führte. Das that man. Und that dem Bild den goldenen Schuh wieder an den Fuss. Da geigte er wieder wie zuvor. Da liess

das gekreuzigte Bild den Schuh wieder herab fallen. Des war der Geiger gar froh und dankte Gott und Sankt Kümmernuss.

DREI GEDICHTE VON GUSTAV FALKE

In tiefer Scham

Ich weinte auf mein Brot und würgte dran
Und konnt's nicht würgen und stand auf
vom Mahl
Und ging hinaus ins kalte, kahle Feld
Und bot dem Märzwind meine heisse Qual.

An einem Dornbusch hing ein Fetzen Tuch.
Wer warf es weg, wem wärmte es zuletzt?
Wie er vielleicht bin ich ein Bettler nun,
Und was so warm mich hielt, ist ganz zerfetzt.

Wenn du dein Herz in deine Hände nimmst
Und giebst es hin, da, nimm's, und ohn' Entgelt,
Man nimmt es, dankt, und wirft dirs plötz-
lich hin:
Ich mags nicht mehr! dann stirbt dir eine Welt.

Dann stehst du da, entblösst und bettelarm
Und weisst nicht hin vor Scham, vor nackter
Scham.

— — — — — — — — — — — — —

Und war ein Kind, das mir die Kleider nahm.

Vorm Entschlummern

Leise Füsse gehn im Gras,
Eine Stimme flüstert was?
Ich hör es deutlich vom Garten her;
Ein Halbschlaf drückt die Lider schwer.

Es spielt in meinen Traum hinein:
Die Füsse müssen meine sein,
Sie wandeln her, sie wandeln hin,
Vergangenes geht mir durch den Sinn:

Viel süsser Duft und Sonnenlicht,
Und eine Hand, die Rosen bricht.
Vor ihrem Bilde glühten sie,
Vor ihrem Bild verblühten sie.

Der Schlaf drückt mir die Augen schwer,
Ich höre die leise Stimme nicht mehr.
— Vor ihrem Bilde glühten sie,
— Vor ihrem Bild verblühten sie.

Bitte

Holder Frühling hauch mich an,
Dass ich neu erstehe,
Was ein Herz ertragen kann,
Ich ertrug's an Wehe.

Einst so blühend, diese Brust,
Soll sie ganz erkalten?
Ach, ich bin mir kaum bewusst,
Lass den Tag so walten.

Wem ein schönes Glück verging,
Drauf er treulich baute,
Wer sich an ein Hoffen hing,
Das wie Märzschnee taute,

Lieblos scheint ihm wohl die Welt
Und so kalt zum Sterben,
All was er in Händen hält,
Sind nur tote Scherben.

Holder Frühling hauch mich an
In den neuen Tagen,
Was ein Herz ertragen kann,
Ach, ich hab's ertragen.

Tausend Knospen schwellen dir,
Duft weht auf und Lieder,
Eine Blüte schenk auch mir,
Eine einzige wieder.

GESELLSCHAFTSLIED

VON ALFRED WALTHER HEYMEL

Wir sind jung, und das ist schön;
Sprach der junge Goethe.
Soll der Spruch uns neu erstehn!
Geige her und Flöte!
Wir sind jung, und das ist schön.

Rosen brachen wir vom Strauch,
Zweige zu Guirlanden,
Die nach altem Schäferbrauch
Unsre Mädchen wanden. —
Sie sind jung, und das ist schön.

Süsser Weine Mancherlei
Rötet unsre Wangen;
Singen, Flüstern, zwei und zwei,
Zärtliches Verlangen. —
Ich bin jung, und das ist schön.


T.T.K

Tanz, im Garten sich Ergehn;
Bitte, Kampf, Erliegen.
Kuss um Kuss. — Wer hat's gesehn?
Amors Pfeile fliegen. —
  Er ist jung, und das ist schön.

Lassen nun sich Träume sehn,
Stumm sind Geig und Flöte. —
Mög' uns allen es ergehn,
Wie dem jungen Goethe:
  Er ward alt, und das ist schön!

DIE UNGEWÖHNLICHE ORCHIDEE

Aus dem Englischen des H. G. Wells
von Franz Blei

Orchideen kaufen ist wie auf der Börse spielen: eine Spekulation. Sie haben da vor sich nichts weiter als dieses braune, eingeschrumpfte Stück Zellgewebe — für den Rest muss Ihr Urteil sorgen oder das des Verkäufers oder Ihr Glück, wie Sie belieben. Möglich, dass die Pflanze

im Sterben oder schon tot ist, möglich, dass Sie für Ihr Geld etwas ganz Preiswertes erworben haben, möglich sogar — und der Fall war schon öfter da — dass sich unter den Augen des glücklichen Käufers langsam eine neue Varietät entfaltet, ein unbekannter Schatz, ein merkwürdiger Schwung des Labellums oder eine subtile Farbennuance oder eine unerwartete Mimicry. Auf einem delikaten grünen Stengel erblühen Stolz, Schönheit und Profit und vielleicht sogar Unsterblichkeit. Denn es kann passieren, dass dieses neue Naturwunder einen Namen braucht, und welcher, ich bitte Sie! käme ihm besser zu als der des Erfinders?

Es war vielleicht die Hoffnung auf einen solchen glücklichen Fund, die Winter-Wedderburn zu einem so eifrigen Klienten der Orchideen-Auktionen machte — diese Hoffnung und dann wohl auch noch, dass er nicht das Geringste auf der Welt zu thun wusste. Er war ein scheuer, zurückgezogener und ganz und gar unnützlicher Mensch, der grade so viel Einkommen hatte, dass er

damit auch dem letzten seiner Bedürfnisse genügen konnte und der nicht nervöse Energie genug besass, irgend eine regelmässige Arbeit zu suchen. Er hätte auch Marken oder Münzen sammeln können, oder den Horaz übersetzen oder Bücher binden. Nun — er sammelte Orchideen und hatte dafür ein kleines ambitiöses Warmhaus. — — „Ich habe die Idee," sagte er einmal beim Kaffee, „ich habe die Idee, dass mir heute was passieren wird." — „O, sagen Sie das nicht!" rief seine Haushälterin, die auch eine entfernte Cousine war. „Etwas passieren", das hatte nämlich für sie nur den einen Sinn irgend einer bedeutenden Katastrophe. — „Sie missverstehen mich. Ich meine nichts Unangenehmes — aber was, das weiss ich allerdings auch nicht. Heute," fuhr er nach einer Pause fort, „wird Peters eine Sendung Pflanzen von den Andamanen verkaufen. Ich will hingehen, schauen, was das ist. Möglich, dass ich zufällig etwas Gutes kaufe." Und er hielt seine Tasse für ein zweitesmal Kaffee hin.

„Ist das die Sammlung dieses armen Burschen,

von dem sie mir gestern erzählt haben?“ frug seine Cousine, während sie einschenkte.

„Ja,“ sagte er und sah tief nachdenklich auf ein Stück Kuchen.

„Ich erlebe niemals etwas,“ fing er gleich wieder an, laut denkend. „Und ich weiss nicht warum. Andere Leute erleben eine Menge. Da ist z. B. Harry. Erst letzte Woche findet er am Montag ein Six pence-Stück, am Mittwoch bekommen seine Hühner die Drehkrankheit, am Freitag kommt sein Cousin aus Australien heim und am Samstag bricht er sich den Knöchel. Was für ein Strudel von Aufregungen. Und ich . . . ?“

„An Ihrer Stelle möchte ich doch nicht so viele haben. Es könnte nicht gut für Sie sein.“

„Ich glaub schon, es ist mühsam. Aber doch — Sie sehen, mir passiert niemals nichts. Als Bub fiel ich nirgends herunter oder sonst was; als junger Mann hatte ich keine tollen Passionen, ich habe mich nie verheiratet. Und ich möchte doch so gern den Effekt kennen lernen, wenn einem einmal etwas passiert, etwas wirklich besonderes.

Der Orchideensammler war, als er starb, bloss 36 — zwanzig Jahr jünger als ich. Und er war zweimal verheiratet und einmal geschieden; er hatte viermal die Malaria und brach sich einmal den Schenkel. Einmal tötete er einen Malaien und ein anderes Mal wurde er von einem vergifteten Pfeil verwundet. Und schliesslich wurde er von den Dschungelblutegeln aufgefressen. Das muss ja gewiss alles sehr unangenehm und mühvoll gewesen sein, aber doch auch interessant, nicht? Ausgenommen vielleicht die Blutegel."

„Ich bin sicher, es war nicht gut für ihn,' sagte die Dame mit Überzeugung.

„Vielleicht nicht." Dann besah Wedderburn seine Uhr. „Dreiundzwanzig Minuten nach Acht. Ich denke, ich nehme den 3/4 12 Uhr Zug, so habe ich genug Zeit. Ich ziehe mein Alpaca-Jackett an, es hält ganz warm, und den grauen Filzhut und die braunen Schuhe. Ich denke, dass —"

Er warf einen Blick durchs Fenster auf den reinen Himmel und den sonnenklaren Garten und dann unsicher auf seine Cousine.

„Ich meine, Sie würden ganz gut einen Regenschirm mitnehmen können, wenn Sie nach London gehen," sagte die Cousine mit einer Stimme, die keine Antwort duldete. Das Wetter kann umschlagen auf dem Heimweg.

Als er zurückkam, war er in einem Zustand milder Aufregung. Er hatte etwas erstanden. Es war selten, dass er sich rasch zu einem Kauf entschloss, aber diesmal war es so.

„Das sind Vandas," sagte er, „das ein Dendrobium und das einige Palaeonophis."

Während er seine Suppe ass, besah er voll Liebe seine Einkäufe. Auf dem blanken Tischtuch lagen sie vor ihm ausgebreitet, und er erzählte seiner Cousine ihre Geschichte, ganz sein Mittagessen vergessend. Das war seine Gewohnheit, am Abend seine Londoner Erlebnisse nochmals zu erleben, für der Cousine und seine eigene Unterhaltung.

„Ich wusst es doch, dass ich heute etwas erlebe: ich habe das gekauft. Einige von diesen Blumen, wissen Sie, einige davon sind ganz bemerkenswert. Ich bin sicher. Ich

weiss nicht warum, aber ich bin so sicher, als hätte mir Einer gesagt, dass einige von diesen Knollen bemerkenswert herauskommen werden.

„Das da, — und er zeigte auf ein runzeliges Rhizom — „ist noch nicht klassifiziert. Es kann eine Palaeonophis sein, aber auch nicht. Es kann eine neue Species, ja vielleicht sogar ein neues Genus sein. Und es war das letzte Stück, das der arme Brallen gesammelt hat."

„Ich kanns gar nicht ansehen," sagte die Haushälterin, „es schaut so hässlich aus."

„Mir scheint es überhaupt nicht auszuschauen."

„Sehen Sie nur diese Dinger, die da überall herausragen."

„Morgen will ich es in einen Topf setzen."

„Es sieht aus wie eine Spinne, die sich tot stellt." Wedderburn lächelte und studierte vornübergeneigt die Wurzel. Es ist ja allerdings nicht ganz schön. Aber man darf diese Dinge niemals nach ihrem vertrockneten Zustand beurteilen. Das kann eine wundervolle

Orchidee geben. Was das morgen für Arbeit geben wird! Heute Nacht will ich nachdenken, was zu thun ist, und morgen geh ich ans Werk."

„Übrigens," fuhr er fort, „man fand den armen Brallen, tot oder sterbend, in einem Sumpf unter Mangrovebäumen liegen, mit gerade einer solchen Orchidee zerquetscht unter seinem Rücken. Er war einige Tage vorher nicht ganz wohl gewesen, eine Art Fieber, und hier muss er ohnmächtig geworden sein. Diese Mangrovesümpfe sind sehr ungesund. Und das Blut hatten bis auf den letzten Tropfen die Blutegel ausgesaugt. Möglich, dass er für diese Pflanze sein Leben liess."

„Ich hab sie darum nicht lieber."

„Männer müssen arbeiten, selbst wenn die Frauen weinen," sagte Wedderburn mit tiefem Ernst. „Lächerlich, zu sterben ohne allen Komfort in einem Pest-Sumpf; und Fieber haben und nichts anderes zu essen als Chloridyn und Chinin, und niemanden um sich als die schrecklichen Eingeborenen. Die

Andamanen-Insulaner sollen wirklich scheusslich sein und können unmöglich gute Kranken-Pflegerinnen abgeben, da ihnen doch die nötige Schulung fehlt. Und alles das, damit Leute in England Orchideen haben!

Angenehm war es sicher nicht; aber es giebt Menschen, die an so etwas Vergnügen zu haben scheinen. Sei das, wie es sei, die Eingeborenen seiner Expedition waren soweit civilisiert, dass sie auf seine Sammlungen so lange acht hatten, bis sein Genosse, ein Ornithologe, aus dem Innern wieder zurückkam. Aber die Spezies der Orchis konnten sie nicht angeben und liessen es dabei. Und alles das macht die Sache noch interessanter."

„Das macht sie widerlich. Wie furchtbar, wenn da noch etwas von der Malaria dranhinge! Und dann — über diesem hässlichen Ding lag ein Leichnam! Mein Gott, ich hab daran noch gar nicht gedacht! Und darum erkläre ich, ich kann keinen Bissen vom Nachtmahl mehr essen."

„Wenn Sie es wünschen, trag ich es vom

Tisch fort und leg es aufs Fensterbrett. Ich kann es da gerade so gut sehen.“

Die nächsten Tage war er in der That ausserordentlich geschäftig in seinem kleinen dampfenden Warmhaus, wirtschaftete mit Kohle, Kork, Moos und allen den mysteriösen Behelfen herum, wie sie Orchideenzüchter gebrauchen. Er fand, er erlebe eine wunderbar ereignisreiche Zeit. Zu seinen Freunden sprach er von nichts sonst als von seinen neuen Orchideen und von seiner Erwartung irgend etwas Ungewöhnlichen.

Einige von den Vandas und das Dendrobium gingen unter seiner Sorgfalt zu Grunde, aber gleichzeitig begann die fremde Orchis Zeichen des Lebens zu geben. Er war entzückt und holte die Haushälterin vom Obsteinsieden weg, damit sie es sofort sehe.

„Das ist ein Keim,“ erklärte er, „und bald werden da kleine Blätter sein. Diese kleinen Dinger, die hier herauskommen, sind Luftwurzeln.“

„Sie schauen aus wie kleine weisse Finger, die sich aus dem Braunen herausgraben. Ich mag das nicht.“

„Und warum nicht?“

„Ich weiss nicht. Wie Finger schaut das aus, die Sie fassen wollen. Ich kann nichts für mein Gefühl.“

„Ich möchte es nicht für sicher behaupten, aber ich glaube nicht, das andere Orchideen solche Luftwurzeln haben. Vielleicht bilde ich mir das übrigens nur ein. Sehen Sie, wie sie an den Enden abgeplattet sind.“

„Ich mag sie nicht,“ wiederholte die Haushälterin, und sie wandte sich schauernd ab. „Es ist dumm von mir, ich weiss, aber es thut mir so leid, dass Sie das Ding so gern mögen. Aber ich muss immer an den Kadaver denken.“

„Aber es muss ja gar nicht diese Pflanze gewesen sein. Das war ja nur so eine blosse Idee von mir.“

Die Haushälterin zuckte die Schultern.

„Trotzdem, ich mag es nicht.“

Wedderburn war ein bisschen gekränkt, dass sie die Pflanze nicht liebe. Aber das hielt ihn nicht ab, ihr von den Orchideen im allgemeinen und dieser Orchidee

im besonderen zu erzählen, so oft er Lust dazu hatte.

„Das ist so merkwürdig mit den Orchideen," fing er einmal an, „so merkwürdig mit diesen vielen möglichen Überraschungen. Sie wissen, dass Darwin ihre Fortpflanzung studiert und gezeigt hat, dass die ganze Struktur der Pflanze den Zweck hat, den Schmetterlingen zu erlauben, den Pollen von Pflanze zu Pflanze zu tragen. Ich glaube nun, dass es bekannte Arten giebt, deren Blüte sich nicht zu dieser Art der Fortpflanzung eignet. Einige der Cypripedien zum Beispiel. Man kennt keine Insekten, die sie befruchten könnten und in einigen von ihnen hat man noch niemals Samen gefunden."

„Aber woher kommen die jungen Pflanzen?"

„Von Wurzelausläufern und Knollen und andern solchen Wucherungen. Das ist leicht erklärt. Das Rätsel ist: wozu sind die Blumen da?"

„Höchst wahrscheinlich," fügte er hinzu, „ist meine Orchidee in dieser Hinsicht ganz ungewöhnlich. Ich habe schon gedacht, Unter-

suchungen anzustellen, wie das Darwin machte. Bis jetzt habe ich noch keine Zeit dazu gefunden oder etwas kam dazwischen . . . Jetzt entfalten sich die Blätter. Ich möchte gern, dass Sie das sehen.“

Aber sie erklärte, es sei ihr zu heiss im Warmhaus und dass sie davon Kopfweh bekäme. Übrigens hatte sie die Pflanze einmal gesehen, und die Luftwurzeln, deren manche nun wohl länger als ein Fuss waren, hatten sie unglücklicherweise an Tentakeln erinnert, die nach etwas greifen. Und sie träumte davon, wie sie mit unglaublicher Schnelligkeit hinter ihr her waren. Und so hatte sie zu ihrer völligen Beruhigung beschlossen, die Pflanze niemals wieder zu sehen, und Wedderburn musste die Blätter allein bewundern. Sie hatten die gewöhnliche breite Form, doch waren sie tief glänzend grün, mit dunkelroten Flecken und Tupfen gegen die Basis hin. Er hatte nie solche Blätter gesehen. Die Pflanze stand auf einer niederen Bank, nahe dem Thermometer und bei dem einfachen Apparat, aus dessen Hahn

Tropfen für Tropfen heisses Wasser fiel, damit es die Luft in Dampf verwandle. Und Wedderburn verbrachte mit einer gewissen Regelmässigkeit seine Vormittage vor der ungewöhnlichen Pflanze, in Gedanken auf die kommende Blüte.

Und endlich traf das grosse Ereignis ein. Schon an der Thüre seines Treibhauses wusste er, dass die Knospen gesprungen waren, obwohl er seine Wunderblume hinter dem grossen Palaeonophis Lowii nicht sehen konnte. Aber in der Luft war ein neuer Geruch, ein intensives süsses reiches Parfüm, das alle andern Düfte dieses überfüllten kleinen Glashauses aufschluckte. Er stürzte auf die Blume zu. Und die grünen hängenden Stiele trugen drei grosse Blüten, die diesen süssen überwältigenden Duft ausatmeten. Wedderburn stand in ekstatischer Bewunderung davor.

Die Blütenblätter waren weiss mit orangegoldenen Streifen, das schwere Labellum war in komplizierter Weise zusammengerollt und ein wunderbarer bläulicher Purpur mischte sich hier mit dem Gold. Wedderburn

erkannte sofort eine ganz neue Art. Und dieser Duft, dieser unerträgliche Duft! Und wie heiss es da war. Die Blüten verschwammen vor seinen Augen.

Er wollte die Temperatur ablesen und machte einen Schritt zum Thermometer. Plötzlich sah er alles schwankend. Die Ziegelsteine auf dem Boden tanzten auf und nieder, die weissen Blüten, die grünen Blätter, das ganze Glashaus schien seitwärts zu schweben und dann in die Höhe.

— — — — — — — — — — — — —

Um halb fünf machte die Cousine nach unabänderlicher Gewohnheit den Thee. Aber Wedderburn kam nicht.

„Der betet noch vor seiner schrecklichen Pflanze.“ Und sie wartete zehn Minuten. „Seine Uhr muss stehen geblieben sein. Ich will ihn rufen.“

Und sie ging direkt zum Glashaus, öffnete die Thür und rief seinen Namen. Keine Antwort. Sie fühlte die schwere Luft und das intensive Parfüm. Dann sah sie etwas

auf dem Boden liegen, bei den Dampfröhren. Eine Minute lang stand sie bewegungslos.

Da lag er auf dem Rücken zu Füssen der ungewöhnlichen Orchidee. Die tentakelartigen Luftarme schaukelten nicht mehr frei in der Luft, sie waren zusammengeballt wie ein Gewirr grauer Seile und ihre sehnigen gestreckten Enden lagen fest auf seinem Kinn, seinem Nacken und seinen Händen.

Sie verstand nicht. Da sah sie unter einem dieser Tentakel, der sich auf die Wange geheftet hatte, einen ganz dünnen Faden Blut.

Mit einem Schrei rannte sie zu Wedderburn und versuchte ihn von diesen Saugern, diesen wahrhaftigen Blutegeln wegzuziehen. Sie brach zwei Tentakel ab: deren Saft floss in roten Tröpfchen.

Der betäubende Geruch der Blüten machte ihr den Kopf schwer. Sie riss an den festhaltenden Tentakeln. Wie sie sich an das Fleisch klammern, wie sie nicht loslassen! Und der Körper und das weisse Leuchten glitten über sie. Sie fühlte eine Ohnmacht

kommen und sie verstand, dass das nicht sein dürfe. Da liess sie alles und stiess eine nahe Thür auf. Die frische Luft gab ihr einen guten Gedanken: sie packte schnell einen Blumentopf und warf ihn am andern Ende des Warmhauses durch die Glasscheiben. Dann ging sie wieder hinein und packte mit neuer Kraft den bewegungslosen Wedderburn und trug ihn an die frische Luft. Die ungewöhnliche Orchidee schleifte hintennach, denn sie liess ihr Opfer nicht los. Sie liess nicht los. Draussen versuchte sie eine Saugwurzel nach der anderen loszumachen, und es gelang. Wedderburn war von der schrecklichen Pflanze befreit.

Er war bleich und blutete aus einem Dutzend kreisrunder Flächen.

Der Diener kam den Garten herauf, der Ursache der zerbrochenen Glasscheiben nachzusehen. Da sah er plötzlich die Haushälterin vor sich auftauchen, wie sie sich mit blutigen Händen um einen leblosen Körper bemühte. Im ersten Moment dachte er an ganz unmögliche Sachen.

„Wasser,“ rief sie, und ihre Stimme machte ihn wieder vernünftig. Als er hastig mit einem Krug Wasser zurückkam, fand er sie laut weinend, Wedderburns Kopf im Schoss und vom Gesicht das Blut abwischen.

„Was ist los?“ frug Wedderburn, machte ein bisschen die Augen auf und schloss sie gleich wieder.

„Geh zu Annie, sie soll herkommen, und dann lauf zu Dr. Haddon,“ sagte die Haushälterin zu dem Diener und als der zögerte: „Ich erzähle dir alles, wenn du zurückkommst.“

Da machte Wedderburn wieder die Augen auf und als sie ihn erstaunt über seine Situation sah, erklärte sie ihm: „Sie wurden im Warmhaus ohnmächtig.“

„Und die Orchidee?“

„Ist ganz gut versorgt.“

Wedderburn hatte viel Blut verloren, aber sonst weiter keine Verletzung erlitten. Man gab ihm Cognak mit Fleischextrakt und brachte ihn zu Bett. Die Haushälterin erzählte dem Dr. Haddon fragmentarisch ihre Geschichte. „Kommen Sie ins Warmhaus

und sehen Sie selbst“, sagte sie. Die kalte Aussenluft blies durch die offene Thür herein und das dicke Parfüm war fast ganz verflüchtet. Die meisten der Luftwurzeln lagen zerstreut auf den Steinen des Bodens, wo viele dunkle Flecken glänzten. Der Stiel der Pflanze war beim Fall gebrochen und die Blüten begannen welk und an den Rändern braun zu werden. Der Arzt bückte sich: er sah, wie eine der Wurzeln sich leicht bewegte, und er zögerte.

Am andern Morgen lag die ungewöhnliche Orchidee noch immer da, aber schon schwarz und in Verwesung. In Intervallen warf der Wind die Thür des Warmhauses auf und zu und die ganze Orchideensammlung Wedderburns war vernichtet und verdorben. Aber Wedderburn selber war obenauf und über die Massen gesprächig. Er konnte sein ungewöhnliches Erlebnis nicht oft genug erzählen.



Zeichnung von A. J. Gaskin

SPAZIERGANG

Von R. A. Schröder

Sieh, nun ist mein Herz zufrieden,
Und die Schmerzen sind vorbei.
Meine Seele fühlt sich frei
Und von aller Not geschieden.

Heute, wie die Sonne scheint,
Wollen wir das Glück geniessen,
Wie die kleinen Blumen spriessen,
Die zur Nacht der Tau beweint.

Heute! o geliebtes Wort!
Weiss ich doch nicht, was vergangen,
Was mich morgen will umfangen,
Und so bin ich fort und fort.

Sieh der Ferne sanftes Blau
Sich der Himmelsluft vermählen!
Und so sollte ich mich quälen,
Wenn ich in die Ferne schau?

Sieh der Vögel zarten Flug
Durch verklärte Lüfte wandern.
Liebe Vögel, grüsst die andern,
Die die Sehnsucht weiter trug!

O, die süsse Nachtigall
Will in Liedern sich vergeuden;
Und die tausendfachen Freuden
Sammeln sich in ihrem Schall.

Und der Bach, der so beglänzt
Durch den Grund der Wiesen gleitet,
Sich zu Spiegelflächen weitet,
Schattend nachbarlich umkränzt,

Und die Rosen blühen auch,
Zierlich knospend, voll geründet,
Von der Sonne Lust entzündet,
Und in Düften lebt der Strauch.

Und es dauert noch der Tag;
Und die Sonne will verweilen —
O, geniesse! — und enteilen
Mag die Freude, wann sie mag.

— — — — — — — — —

Wirst du so die stille Pracht
Deiner holden Tage segnen,
Soll die Liebe dir begegnen,
Die dich ganz beseligt macht.

DER BASILISK

Von R. A. Schröder

(Eine Parabel.)

Man kann in alten Schriften lesen
Von einem fabelhaften Wesen,
Das sich der Basilisk genannt.
Erzeugt nicht im Naturgeleise,
Nein, wo auf frevlerische Weise
Ein Hahn der Kröte sich verband.

Die Kröte starb nach wenig Wochen.
Aus ihr ist dann ein Ei gekrochen,
Und aus dem Ei das Ungetüm.
Wer es erblickte, ward versteinert,
Und, hätt es sich verallgemeinert,
So lebte niemand ausser ihm.

Man sagt, dies Tier sei ausgestorben.
O glaubt mir, es lebt unverdorben
In manchem bösen Menschen fort.
Er sträubt sein Haar, die Zunge geifert,
Und wenn er kritisch sich ereifert,
Ist Tod sein Witz, sein Blick ist Mord.



Der Basilisk.

Drum wünsch ich, wenn durch Gunst der Musen
Aus dem noch nicht berühmten Busen
Ein Kunstgebilde Dir entquoll,
Dir Kritiker vom Schlag der Tauben,
Die niemand seine Krone rauben
Und lehren, was man fühlen soll.

Nicht aber einen aus der Rotte,
Die mit bereitgehaltnem Spotte
Und unverstellter Mordlust brüsk
Herfallen über ihre Beute,
Und die — o Gott! — so zahlreich heute,
Wie selten einst der Basilisk.

MADRIDER SCHERZ

Von Roger De Campagnolle

Don Arrac Esteban de Goa war ein fabelhafter Mensch. Er sah wahrhaftig am hellichten Tage die Sterne: „Aber sehen Sie doch nur, Sennor, den Perseus mit seinem Stern Algenib, o, sehen Sie, Sennorita, sehen

Sie hier die lieben Plejaden und hier, hier, o bitte, hier gerade über der Spitze Ihres Sonnenschirmes ihn, den kupfernen Aldebaran im Stier, und da, ach da, Sennora, meinen Rigel im Orion und meine Beteigeuze, ach meine liebliche Beteigeuze!!!" so rief er während der ganzen Mittagszeit und überanstrengte faktisch eines seiner Augen dermassen dabei, dass es immer röter und schlechter wurde. Nachts stieg er häufig auf die Kuppelgalerie des Jesuitenkollegs, richtete — man sah es von der Strasse aus — das linke Ohr andauernd gen Himmel, wurde dann anscheinend wie verzückt, und nahm in seiner Verzückung den nicht ungefährlichen Rückweg über das platte Dach des benachbarten Clarissinnen-Klosters, um dort mit einem gewissen Beben in der sonoren Stimme zu erzählen, er habe eben wieder die Sterne gehört, gehört, ja. Eine seiner Lieblingstheorien war die, dass der Sirius (den er im übrigen das ganze Jahr hindurch sah) ganz aus Wasser bestünde, eine Kugel aus purem Wasser sei (aus Weihwasser vielleicht),

welches durch ihre „sausende Rotation“ kompakt zusammengehalten werde.

Als die Stadt Madrid einmal von einer schrecklichen Sonnenfinsternis heimgesucht wurde (es war eben die Loge „Zum guten Springbrunnen“ dort gegründet worden) wettete Don Arrac elf Kavalieren gegenüber, mit dem linken Auge eine Stunde lang in die Sonne sehen zu können. Er that es!!! Aber die Maulschelle, die er bekam, als man bemerkte, dass er ein Glasauge hatte, war auch nicht übel.

DER HAHN

Von O. J. Bierbaum

Ich bin der Hahn,
Der Muselman,
Ich habe dreissig Hennen.
Im Hof und auf den Tennen
Umgackert mich die bunte Schar,



Holzschnitt von William Nicholson

Ich aber s i n g e wunderbar,
Dass sie's stets neu erkennen:
Ich bin der Hahn,
Der Muselman.

Doch bin ich nicht ein Sänger bloss;
Als Ritter bin ich gleichfalls gross;
Betrachtet meine Sporen!
Zwei Fahnen trag ich voller Glanz,
Eine auf dem Kopf, eine auf dem Schwanz;
Der Arme ist verloren,
Der gegen mich zu stelzen wagt;
Es sei ihm glatt vorausgesagt:
Er ist dem Tod erkoren.

Bereits in aller Hahnenfrüh
Thu ich ein sieghaft kikriki,
Nicht ohne präludieren.
Bleich flieht der Sterne feiger Hauf,
Und pünktlich zieht die Sonne auf:
Ich thu sie kommandieren.

Bei so viel Tugend und Talent
Versteht sichs, dass ein Monument
Mir wird nach meinem Tode.
Ich werde auf dem Kirchturm stehn
Und über tausend Giebel sehn
Und hunderttausend Schlote.
Mit Fingern weist man auf mich hin,
Weil ich dann ein Exempel bin;
Der Vater spricht zum Sohne:
Blick auf zum Hahn,
Blick himmelan,
Es wird, mein Sohn, es ist kein Wahn,
Der Tugend ihre Krone.
Warum ragt er so hoch empor?
Er war, o spitz dein Sohnesohr,
Zugleich ein Held und ein Tenor.

STROPHEN AUS JOHANN CHRISTIAN GÜNTHERS GEDICHTEN

Zu einer Abendmusik

Befördert ihr gelinden Saiten
Den sanften Schlummer süsser Ruh!

Rhodante legt die müden Glieder,
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder,
Und schlägt die holden Augen zu.
Ihr angenehmen Nachtbetrüger,
Ihr süssen Träume, schleicht herein!
Und sucht, wie Bienen jungen Rosen,
Der schönsten Seele liebzukosen,
Und nehmt so Herz als Lager ein.

Der Himmel wacht mit tausend Augen,
Doch nicht so gut, als meine Treu,
Die wacht und lässt sich nichts ermüden,
Bis dass sich Leib und Geist geschieden,
Und trägt dein liebstes Konterfey.

Schlaf Engel! schlaf voraus und liege
Im Schoosse der Zufriedenheit!
Denn eine Nacht voll Scherz und Küssen
Wird bald dein Bett erweitern müssen,
Und diese Nacht braucht Munterkeit.

Schlaf, bis der Morgenröthe Flügel
Der Welt die Farben wiederbringt.
Die Eintracht mein und deiner Flammen

Stimmt mit dem Glücke so zusammen,
Als jetzt mein Abendopfer klingt.

Aus einer Nachtmusik

Brecht die schwangern Anmuthsnelken,
Weil sie noch im Glanze stehn!
Denn wenn Stock und Blätter welken,
Muss die Lust im Leide gehn;
Ros' und Nelken müssen bleichen,
Wenn sie ihre Zeit erreichen.

Aus einem Sterbegedicht

Zeuch aus, gefangne Seele!
Weil Stahl und Kerker bricht;
Des Leibes Jammerhöhle
Hemmt deine Freyheit nicht;
Das Grab, mein Ruhekissen,
Begräbt die Sclaverei;
Da nun der Strick zerrissen,
So wird der Vogel frey.

Mein Ohr vernimmt das Zeichen,
So mir zu Schiffe ruft,
Lasst nun die Segel streichen,
Der Hafen meiner Gruft
Macht, dass ich nicht mehr strande;
Der Himmel wird mein Haus;
Wohlan! wir sind am Lande,
Steig, müder Geist! steig aus.

Dass man die frohen Stunden noch mitnehmen sollte.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bey Ros' und Myrten:
Fort, Amor! wirf den Bogen hin,
Und komm mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiss, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring ein niedliches Coffee,
Komm, geuss der Sorgen Panacee
Den güldnen Nektar in Crystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein bessrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Asch und Staub:
Was wird mich wohl hernach ergetzen?
Es ist als flöhen wir davon:
Ein Weiser muss das Leben schätzen,
Drum, folg ich dir, Anakreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette,
Wer weiss, wer Morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brünette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt!

Aus seinem letzten Willen

Sage, du begrifne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf;
Tausend wünschen dich ins Feuer,
Denn du rasselst allzu scharf.
Soll ich dich nun lodern lassen?
Nein! Dein niemals fauler Klang
Liess mich oft ein Herze fassen,
Und verdienet bessern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus schenken?
Nein! Du bist ein schlechter Schmuck
Und an Helikon zu henken
Noch nicht ausgespielt genug.
Opitz würde dich beschämen,
Flemming möchte widerstehn.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hausieren gehn!

Auf, mein Geist! Nun fällt der Kummer,
Eher als du selbst geglaubt.
O was für ein sanfter Schlummer
Wartet auf mein müdes Haupt!
Stolzer Neid, hör auf zu pochen!
Oder bist du noch nicht satt:
O so friss an meinen Knochen,
Und verschone dieses Blatt!



Zeichnung von E. R. Weiss

PROLOG ZUM ERDGEIST

Tragödie in vier Akten von FRANK WEDEKIND

Gesprochen gelegentlich der zehnten Aufführung des „Erdgeist" durch das Ibsen-Theater (Dir.: Dr. Carl Heine) im Krystall-palast in Leipzig. 24. Juni 1898.

Der Autor tritt, nachdem der aufgezogene Vorhang einen Zelteingang hat sichtbar werden lassen, im Kostüm eines Tierbändigers, zinnoberroter Frack, weisse Kravatte, lange schwarze Locken, weisse Beinkleider und Stulpstiefel, in der Linken eine Hetzpeitsche, in der Rechten einen geladenen Revolver unter Zimbelklängen und Paukenschlägen aus dem Zelt:

Hereinspaziert in die Menagerie,
Ihr stolzen Herrn, ihr lebenslustgen Frauen,
Mit heisser Wollust und mit kaltem Grauen
Die unbeseelte Kreatur zu schauen,
Gebändigt durch das menschliche Genie.
Hereinspaziert, die Vorstellung beginnt!
Auf zwei Personen kommt umsonst ein Kind.
Hier kämpfen Mensch und Tier im engen Gitter,
Wo dieser höhnend seine Peitsche schwingt
Und jenes, mit Gebrüll wie Ungewitter,

Dem Menschen mörderisch an die Kehle
springt;
Wo bald der Kluge, bald der Starke siegt,
Bald Mensch, bald Tier geduckt am Estrich liegt;
Das Tier bäumt sich, der Mensch auf allen
Vieren —
Ein eisig kalter Herrscherblick!
Die Bestie beugt entartet das Genick
Und lässt sich fromm die Ferse drauf postieren.

Schlecht sind die Zeiten! — All die Herrn
und Damen,
Die einst vor meinem Käfig sich geschart,
Beehren Possen, Ibsen, Opern, Dramen
Mit ihrer hochgeschätzten Gegenwart.
An Futter fehlt es meinen Pensionären,
So dass sie gegenseitig sich verzehren.
Wie gut hat's am Theater ein Akteur!
Des Fleischs auf seinen Rippen ist er sicher,
Sei auch der Hunger ein ganz fürchterlicher
Und des Direktors Magen noch so leer.
Doch will man Grosses in der Kunst erreichen,
Darf man Verdienst nicht mit dem Lohn
vergleichen.

Was seht ihr in den Lust- und Trauer-
spielen?! —
Haustiere, die so wohlgesittet fühlen,
An blasser Pflanzenkost ihr Mütchen kühlen
Und schwelgen in behaglichem Geplärr,
Wie diese Andern, unten im Parterre:
Der eine Held kann keinen Schnaps vertragen,
Der andre zweifelt ob er richtig liebt,
Den dritten hört ihr an der Welt verzagen,
Fünf Akte lang hört ihr ihn sich beklagen,
Und Niemand, der den Gnadenstoss ihm
giebt. —
Das wahre Tier, das schöne, wilde Tier,
Das, meine Damen, sehn Sie nur bei mir!

Sie sehen den Tiger, der gewohnheitsmässig,
Was in den Sprung ihm läuft, hinunterschlingt;
Den Bären, der von Anbeginn gefrässig,
Beim späten Nachtmahl tot zu Boden sinkt;
Sie sehn den kleinen amüsanten Affen
Aus Langeweile seine Kraft verpaffen;
Er hat Talent, doch fehlt ihm jede Grösse,
Drum kokettiert er frech mit seiner Blösse;
Sie sehn in meinem Zelte, meiner Seel',

Sogar gleich hinterm Vorhang ein Kameel! —
Und sanft schmiegt das Getier sich mir zu
Füssen,
Wenn —

Er schiesst in's Publikum:

— donnernd mein Revolver knallt.
Es bebt die Kreatur, ich bleibe kalt.
Der Mensch bleibt kalt! — Sie ehrfurchts-
voll zu grüssen.

Hereinspaziert! — Sie traun sich nicht herein? —
Wohlan, Sie mögen selber Richter sein!
Sie sehn auch das Gewürm aus allen Zonen:
Chamäleone, Schlangen, Krokodile,
Drachen und Molche, die in Klüften wohnen —
Gewiss, ich weiss, Sie lächeln in der Stille
Und glauben mir nicht eine Silbe mehr —

in das Zelt rufend:

He, August! Bring mir unsre Schlange her!

Der schmerbäuchige Theatermeister trägt Fräulein Taliansky, die Darstellerin der Lulu, in ihrem Pierrotkostüm aus dem Zelt und setzt sie vor dem Tierbändiger nieder.

Sie ward geschaffen, Unheil anzustiften,

Zu locken, zu verführen, zu vergiften,
Zu morden, ohne dass es Einer spürt.

Lulu am Kinn krauend:

Mein holdes Tier, thu doch nicht so geziert!

Zum Publikum:

Es ist jetzt nichts besondres dran zu sehen,
Doch warten Sie, was später wird geschehen:
Mit starkem Druck umringelt sie den Tiger,
Er heult und stöhnt — Wer bleibt am Ende Sieger? — —
Hopp, August! Marsch! Trag sie an ihren Platz,
Die süsse Unschuld — meinen grössten Schatz!
Und nun bleibt noch das beste zu erwähnen:
Mein Schädel zwischen eines Raubtiers Zähnen.
Hereinspaziert! Das Schauspiel ist nicht neu,
Doch seine Freude hat man stets dabei.
Ich wag es, ihm den Rachen aufzureissen,
Und dieses Raubtier wagt nicht zuzubeissen,
So schön es ist, so wild und buntgefleckt,
Vor meinem Schädel hat das Tier Respekt!
Getrost leg ich mein Haupt ihm in den Rachen,
Ein Witz — und meine beiden Schläfen krachen,

Dabei verzicht' ich auf des Auges Blitz;
Mein Leben setz ich gegen einen Witz,
Die Peitsche werf ich fort und diese Waffen
Und geb mich harmlos, wie mich Gott
geschaffen. —
Wisst ihr den Namen, den dies Raubtier
führt? — —
Verehrtes Publikum — — Hereinspaziert!!

Der Tierbändiger tritt unter Zimbel- und Paukenklängen in das Zelt zurück.

SECHS KLEINE GESCHICHTEN

Von Robert Walser

Von einem Dichter

Ein Dichter beugt sich über seine Gedichte, deren er zwanzig gemacht hat. Er schlägt eine Seite nach der anderen um und findet, dass jedes Gedicht ein ganz besonderes Gefühl in ihm erweckt. Er zerbricht sich mit grosser Mühe den Kopf, was das wohl für

ein Etwas ist, das über oder um seine Poesien schwebt. Er drückt, aber es kommt nichts heraus, er stösst, aber es geht nichts hinaus, er zieht, aber es bleibt alles wie es ist, nämlich dunkel. Er legt sich ganz auf das geöffnete Buch in seine verschränkten Arme und weint. Dagegen beuge ich mich nun, der Schelm von Verfasser, über sein Werk und erkenne mit unendlich leichtem Sinn das Rätsel der Aufgabe. Es sind ganz einfach zwanzig Gedichte, davon ist eines einfach, eines pompös, eines zauberhaft, eines langweilig, eines rührend, eines gottvoll, eines kindlich, eines sehr schlecht, eines tierisch, eines befangen, eines unerlaubt, eines unbegreiflich, eines abstossend, eines reizend, eines gemessen, eines grossartig, eines gediegen, eines nichtswürdig, eines arm, eines unaussprechlich und eines kann nichts mehr sein, denn es sind nur zwanzig einzelne Gedichte, welche aus meinem Mund eine, wenn nicht gerade gerechte, so doch schnelle Beurteilung gefunden haben, was mich immer am wenigsten Mühe kostet. Eins aber ist

sicher, der Dichter, der sie gemacht hat, weint noch immer, über das Buch gebeugt; die Sonne scheint über ihn; und mein Gelächter ist der Wind, der ihm heftig und kalt in die Haare fährt.

Laute

Ich spiele auf der Laute Erinnerung. Sie ist ein geringfügiges Instrument mit nur immer einem und demselben Klang. Dieser Klang ist bald lang, bald kurz, bald träge, bald hurtig. Er atmet in ruhigen Zügen, oder er setzt in einem hastigen Sprung über sich selber hinweg. Er ist traurig und lustig. Das Sonderbare ist nur, dass, wenn er schwermütig klingt, er mich lachen macht, dass, wenn er lustig ist und springt, ich dabei weinen muss. Gab es jemals solchen Ton? Wurde jemals auf so wunderlichem Instrument gespielt? Es ist kaum in die Hand zu nehmen, das Instrument; die Hände, selbst die weichsten und feingebildeten, sind zu rauh dafür. Es

hat unaussprechlich dünne, zarte Saiten. Haare sind Halftern dagegen. Es giebt einen Knaben, der darauf zu spielen weiss; und ich, der ich Zeit habe, auf der Lauer zu liegen, ich horche ihm zu. Er spielt Tag und Nacht, ohne an Essen und Trinken zu denken, in die Nacht und in den Tag hinein. Vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag hinein. Die Zeit muss ihm nur dazu da sein, sie wie einen Ton an sich vorbeiwehen zu lassen. So wie ich auf ihn horche, den Spielenden, so horcht er, der Spieler, die ganze Zeit lang auf seine Geliebte, den Klang seines Instruments. Noch nie lag ein Verliebter so treu, so beständig auf der Lauer. Wie süss ist es, dem Lauernden aufzulauern, den Verliebten verliebt zu sehen, den Vergessenen an seiner Seite zu fühlen. Der Knabe ist Künstler, die Erinnerung sein Instrument, die Nacht sein Raum, der Traum seine Zeit; und die Töne, denen er das Leben giebt, sind seine eifrigen Diener, die von ihm reden in der Welt begierige Ohren. Ich bin nur noch Ohr, unsäglich ergriffenes Ohr.



Zeichnung von H. Vogeler-Worpswede

Klavier

Ich weiss nicht, wie der Bursche heisst, der das Glück hat von einer so schönen und hoheitsvollen Klavierlehrerin Unterricht auf dem Flügel zu geniessen. Jetzt eben ist er daran sich von den schönsten Händen der Erde die Behendigkeit auf den Tasten beibringen zu lassen. Die Hände der Dame gleiten über die Tasten wie weisse Schwäne auf dem dunklen Wasser. Sie sprechen sehr anmutig schon aus, was hinterher die Lippen sagen. Der Knabe ist von einer Zerstreutheit umfangen, welche die Lehrerin nicht beachten zu wollen scheint. „Spielen Sie das;" aber er spielt es unbegreiflich schlecht. „Spielen Sie es noch einmal;" aber er spielt es noch schlechter als zuvor. „Nun, es muss noch einmal gespielt werden;" aber er spielt es schlecht. „Sie sind träge." Er weint, dem dies gesagt wird. Sie lächelt, die dies sagt. Er liegt mit dem Kopf auf dem Klavier, der sich das muss sagen lassen. Sie streichelt ihm das braune weiche Haar, die ihm dies

hat sagen müssen. Nun küsst der Bursche, der unter der Liebkosung aus seiner Scham erwacht, die zärtliche Hand, die sehr vornehm und weiss ist. Nun umschlingt die Dame den Hals des Knaben mit ihren herrlichen Armen, die sehr weich und zu einer Umarmung die rechten Zangen sind. Nun lässt sich die Dame küssen und nun erliegen die Lippen des lieben Burschen einen Kuss der freundlichen Dame. Nun haben die Knie des Geküssten nichts eiligeres zu thun, als wie umfallende Grashalme zusammenzusinken, und die Arme des Knieenden nichts Einfacheres, als wieder die Knie der Dame zu umarmen. Der Dame Knie schwanken ebenfalls und nun sind beide, die gütige, schöne Dame, und der einfache arme Knabe, eine Umarmung, ein Kuss, ein Zusammensturz, eine Thräne — und was mehr ist: eine unerwartete schreckliche Überraschung für jemandem, der in diesem Augenblick die Thüre des Zimmers öffnet, was sowohl der Süssigkeit von der Beiden vergessener Liebe, als der Frühling davon ein Ende bereitet.



Zeichnung von A. J. Gaskin

Nun, ich besinne mich, dass einmal ein armer, von Stimmungen sehr gedrückter Dichter lebte, welcher, da er sich an der freien Gottesnatur satt gesehen hatte, auf den Entschluss kam, nur noch seine Phantasie dichten zu lassen. Er sass eines Abends, Mittags oder Morgens, um 8, 12, oder 2 Uhr in dem dunklen Raum seines Zimmers und sagte zu der Wand desselben: „Wand, ich habe dich im Kopf. Gieb dir keine Mühe, mich mit deiner ruhigen seltsamen Physiognomie zu täuschen. Fortan bist du ein Gefangener meiner Phantasie.“ Hierauf sagte er dasselbe zu den Fenstern und zu der düstern Aussicht, welche ihm dieselben tagtäglich boten. Hernach unternahm er, von Abenteuerlust angefeuert, einen Spaziergang, welcher ihn durch Felder, Wälder, Wiesen, Dörfer, Städte, über Flüsse, Seen immer unter dem schönen Himmel führte. Aber zu Feldern, Wiesen, Wegen, Wäldern, Dörfern, Städten und Flüssen sagte er immerfort: „Kerls, Euch habe ich fest im Schädel. Bildet Euch nicht länger ein, Ihr Leute, dass Ihr auf mich einen Eindruck

macht.“ Er ging heim und lachte beständig vor sich hin: „Ich habe sie alle, ich habe sie alle im Kopf.“ Also ist anzunehmen, dass er sie noch jetzt dadrinnen hat, wo sie (wie gerne wollte ich ihnen helfen) nicht mehr hinauskommen. Ist das nicht eine phantasievolle Geschichte??? —

Es war einmal ein Dichter, der so verliebt in den Raum seines Zimmers war, dass er den ganzen Tag über in seinem Lehnstuhl sass und die Wände anbrütete, die vor seinen Augen lagen. Er entfernte die Bilder von diesen Wänden, um durch keinen zerstreuenden Gegenstand gestört und verleitet zu werden, irgend etwas anderes zu betrachten, als die kleine, fleckige, unfreundliche Wand. Man kann nicht sagen, dass er den Raum mit Absicht studierte, sondern man muss gestehen: Er lag ohne einen Gedanken in den Banden einer grundlosen Träumerei, in welcher seine Stimmung weder lustig noch traurig, weder munter noch melancholisch, sondern

so kalt und gleichgültig wie die eines Wahnsinnigen war. Er verbrachte drei Monate in diesem Zustande und an dem Tage, mit welchem der vierte beginnen sollte, konnte er sich nicht mehr von seinem Platze erheben. Er war festgeklebt. Das ist etwas Sonderbares und es liegt Unwahrscheinlichkeit in dem Versprechen des Erzählers, der beteuert, dass sogleich noch Sonderbareres folgen soll. Zu dieser Zeit nämlich suchte ein Freund unseres Dichters den Dichter in seinem Zimmer auf und fiel, wie er dasselbe betrat, in dieselbe schwermütige oder lächerliche Träumerei, in welcher der Erste gefangen lag. Einige Zeit nachher widerfuhr einem dritten Verse- oder Romanschreiber, der kam um nach seinem Freunde zu sehen, das gleiche Unglück, in welches nacheinander sechs Dichter fielen, die alle kamen, um sich nach dem Freunde zu erkundigen. Nun sitzen alle sieben in dem kleinen, dunklen, düsteren, unfreundlichen, kalten, kahlen Raum und draussen schneit es. Sie kleben an ihren Sitzen und werden wohl nie wieder eine Naturstudie

machen. Sie sitzen und starren, und das freundliche Gelächter, welches diese Geschichte belohnt, ist nicht imstande, sie aus ihrem traurigen Bann zu erlösen. Gute Nacht.

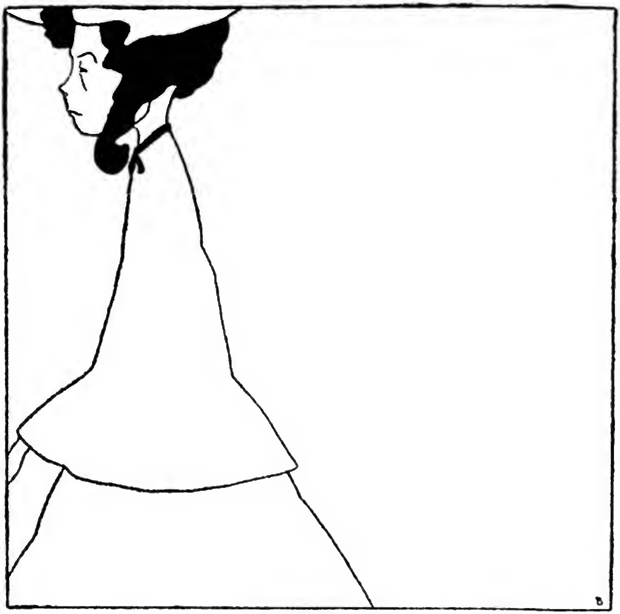
Der schöne Platz

Die Geschichte, obschon ich an ihrer Wahrscheinlichkeit zweifle, hat mir, als man sie mir erzählte, viel Freude bereitet; und ich gebe sie, so gut ich kann, hier zum besten, unter der einzigen Vorbedingung jedoch, dass man mich bis zum Ende nicht durch Gähnen unterbreche: Es waren einmal zwei Lyriker, von denen der eine sich Emanuel nannte, welcher ein sehr nervöser, sensibler, junger Mann war. Der andere, mehr gröberer Natur, hiess Hans. Emanuel hatte sich einen Winkel im Walde ausgefunden, der vor aller Welt verborgen war, und wo er sehr gerne zu dichten pflegte. Zu diesem Zwecke schrieb er artige und unbedeutende Verslein in ein Notizbuch, welches er von seinem Grossvater

geerbt hatte, und schien mit diesem seinem Berufe sehr zufrieden zu sein. Und wahrlich, warum hätte er es nicht sein sollen? Die Stelle im Wald war so still und angenehm, der Himmel über derselben so heiter und blau, die Wolken so unterhaltend, die Bäume des gegenüber liegenden Randes so abwechselnd und von so gesuchter Farbe, die Wiese so weich, der Bach, der diese einsame Waldwiese bewässerte, so erfrischend, dass Herr Emanuel ein Narr hätte sein müssen, wenn er etwas anderes als sich glücklich gefühlt hätte. Der Himmel lachte zu seinem unschuldigen Gedichtemachen ebenso blau und schön herab wie auf die Waldbäume; und der Frieden dieses Idylls schien so unzerstörbar, dass die Störung, die nun sogleich herantreten wird, wie das Unglück in der Woche, sehr unglaublich erscheinen muss. Die Sache ist aber folgende. Ich habe Euch Hans schon genannt. Hans, dieser zweite Lyriker, trieb sich einmal, selber getrieben vom Zufall, in dem Walde und in der Nähe des einsamen Platzes umher und entdeckte

bei dieser Gelegenheit den Winkel und dessen Bewohner, den Bruder Emanuel. Sofort erkannte Hans in Emanuel, obschon sie sich nie zuvor gesehen, den Dichter, so wie ein Vogel den andern sofort erkennt. Er schlich sich hinter ihn und, um die Geschichte kurz zu machen, versetzte ihm einen tüchtigen Schlag auf die Wange, dass jener laut aufschrie und ohne sich weiter umzusehen nach dem, welcher ihn also traktiert hatte, die Beine springen liess und zwar so schnell, dass er im Augenblick nicht mehr zu sehen war. Hans triumphierte! Er durfte hoffen, seinen Nebenbuhler auf ewig von der schönen einträglichen Stelle verjagt zu haben und er sann gleich darüber nach, wie er wohl am wirksamsten die Lieblichkeit dieser einsamen Waldgegend darzustellen habe. Auch er hatte ein Notizbuch bei sich, welches voller Verse, schlechter und guter, war, die er nächstens zu veröffentlichen hoffte. Dieses Buch zog er nun hervor und fing an, darin allerlei Gedankenlosigkeiten hineinzukritzeln, wie Lyriker zu thun pflegen, um sich in die geeignete

Stimmung zu bringen. Er schien aber viele Mühe zu haben, die ruhige milde Schönheit seiner errungenen Landschaft in zarte Silben zu zwängen, so dass etwa noch ein Schimmer von Lebendigkeit hervorgucken mochte; und wie er dabei war, sich auf solche Weise abzuplagen, erstand ihm von Vorne oder von Hinten eine neue Plage, die derart war, dass sie auch ihm dieses Paradies, welches er wie ein Hund dem andern abgekläfft hatte, verleiden musste. Es zeigt sich eine dritte Person auf dem Schauplatz in Gestalt einer Dichterin. Hans, der, erschreckt durch das Geräusch, aufblickte, erkannte sie sogleich als eine solche, verlor keine Zeit mit Galanterien, sondern verschwand wie sein Vorgänger im Augenblick. — Hier stockt die gute Erzählung und ich billige und begreife ihre Ohnmacht vollkommen, da ich ebenso wenig wie sie imstande wäre, hier fortzufahren, wo alles Weitergehen in den Abgrund der Nutzlosigkeit führen müsste. Denn wäre es etwa nichts Nutzloses, noch das Gebahren der Dichterin herzuleiern, wo schon zwei



Zeichnung von Markus Behmer



Zeichnung von Markus Behmer

Dichter abgesungen sind? Ich begnüge mich, zu berichten, dass die erstere an der Schönheit des Waldplatzes nichts Schönes und an der Seltenheit desselben nichts Seltenes fand und ebenso geräuschvoll verschwand als sie aufrückte. Mag der Teufel Poet sein.

LOÏE FULLER

Von Meier-Graefe

Man wird die Loïe Fuller zu den genialen Frauen rechnen. Das dürfte sie fast kompromittieren. Die geniale Frau hat so etwas monströs Abstossendes, verbrieft Hässliches, Unweibliches, Ungewaschenes — die geniale Frau in der alten Tradition, die geniale Idiotin, das gelehrte Rindvieh, die ewig zum Spott Verdammte, auch wenn die Bücher, die sie schreibt, noch so männlich sind, auch wenn die Bilder, die sie malt, eine noch so tiefe Auffassung verraten. Man stelle auf die eine Seite alle Rosa Bonheurs und weiss

Gott welche Genies; man braucht nicht unbedingt Frau zu sein, um solche Ochsen zu malen. Ja und man kann noch G. Sand und die gute Staël und noch diverse andere dazu thun . . . Und auf der anderen Seite lasse man nur die eine tanzen mit dem merkwürdig geschickten Namen, der wie elektrisches Licht klingt, das durch Tiffanysche Gläser bricht.

Loïe Fuller! Das Genie daran ist die Wahl des Genres. Sie könnte eine Stümperin in ihrem Fach sein, aber schon die Schöpfung dieses Fachs, die Erkenntnis dieses neuen Berufs verdammt sie zur Genialität.

Genie im neuen Sinn, im einzig vernünftigen, weil nicht abstrakten, weil natürlichen, praktischen; hier im Sinne des Mannes, für den das Weib ein anderes Wesen ist als er selbst, mit eigenen Tugenden und Lastern, an die seine Borniertheit nie heranreicht; im Sinne der Schönheit, für den das Weibliche kein Moralbegriff, keine Tradition, sondern eine Sache für sich ist, ein Urstoff und der herrlichsten einer, aus dem herausdringen zu

wollen nicht Emanzipation, sondern verruchte Albernheit bedeutet; im Sinne der Natur, für den die bewusste weibliche Genialität nicht belangreicher ist als die Prämie des feudalen Engländers, der dem Mann eine Million verspricht, der ein Kind zu gebären vermag.

Bisher kamen die Frauen mit *unserem* Genie zur Genialität. Hier ist eine, die hat, was wir nie haben können. Eine Gauklerin, eine Tingeltangeldame, zwischen den dressierten Elephanten und dem bewegten Bariton, ein verrückter Einfall, ein Truc, eine Kostümfrage — kurz, ein Symbol.

Schon, dass sie ihre Sache schweigend verrichtet, grenzt ans Übermenschliche.

Das Mittel, das einzig und allein über all ihrer Logik steht, über allem, was sie Gutes und Böses thun und lassen können, ist: sich betrachten zu lassen. Blendende Schönheit, weil sie einsam ist, fern von unseren qualifizierbaren, ewig klebenden Beziehungen, auf dem Niveau, zu dem wir beten, weil wir's nicht herunter holen können — tierische Schönheit, die Grazie der Bestie.

Und nun das Übergeniale, dass sie es tanzend vorbringt, wenn man das Tanz nennen will, dieses so gar nicht Sinnliche, dieses Seidenschleierhafte, zu dem unsere Begierden wie dressierte Köter gläubig aufschauen. Die Sehnsucht, die nicht mit den Gliedern befriedigt werden kann.

Langsam, in tiefer Nacht, ein fahler Streif, dünn wie eine Hutschnur, von Wasser umgeben, unglaublicherweise, fliessendes Wasser, oder vielmehr Schneeflocken, nein, Seidenfäden, Seide, so dünn wie Spinnengewebe, nein, Mondstrahlen, blendende Mondstrahlen, die durch Purpur scheinen, durch Meerestiefen, durch Smaragde, Rubinen, Opale. La danse des Perles.

Es giebt Ölgötzen, die behaupten, dies wäre alles eine epatante Verwendung von Spiegeleffekten und elektrischem Licht. Epatant! hört man auf allen Bänken.

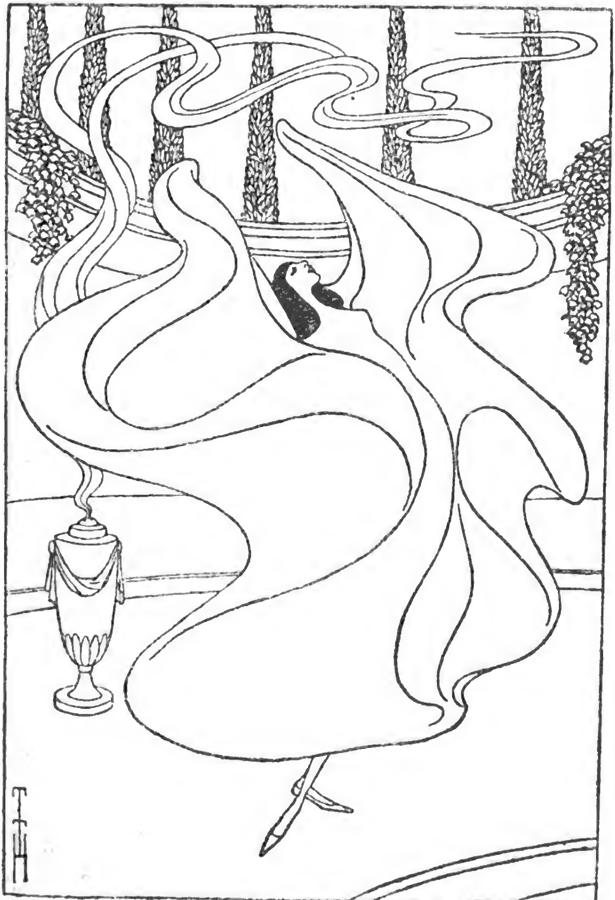
Natürlich bleibt der Bann nicht ewig. Das wäre ja auch schade. Man konstatiert mit einer gewissen Befriedigung, dass sie Waden hat; gewisse Bewegungen der Gewänder, die

die Beine zeigen, sind bedauerlich. Auch wenn sie die Waden einer Venus hätte, wäre man enttäuscht; alles, was man an ihr sieht, muss enttäuschen. Sie ist natürlich durchaus nicht dünn und hat das richtige, banale, englische Engelgesicht.

Und das macht es gerade; dieses Leibhafte, das man hinter alledem, trotz alledem ahnt, diese masslose Überlegenheit jenseits der Intelligenz, die sich vielleicht gar nichts dabei denkt, vermutlich das letztgekaufte Dutzend seidener Strümpfe überzählt, dieses ungeheuerlich Banale, das vielleicht, höchstwahrscheinlich, dahintersteckt. Ein Symbol! —

Man sehnt sich danach, nicht daran erinnert zu werden, man verfolgt die Bewegungen mit der Angst der Mutter einer Debütantin. Man möchte nichts Menschliches mehr sehen, die Augen — gefälligst nur die Augen! — untertauchen in diesen Haufen Tüll, ohne feste Punkte zu finden, ohne die Waden und so weiter.

Höher gehen die Wogen. Unerhörte Farben strömen aus dem tanzenden Strudel,



Zeichnung von Th. Th. Heine

persische Blumen, Renoirs Pfirsiche, Degas' tiefe Pastelle, weiss der Kuckuck, wo sie's her hat. Wer von allen könnte es malen, meisseln, dichten! — Und plötzlich, man möchte aufschreien, brennt alles in einer steilen Flamme senkrecht zum Himmel, blendend weiss, es versengt schier die Augen.

La danse du Feu! Und wie die Flamme aus ist, entdeckt man an der Erde, wie einen Haufen Staub, die Überreste, das liebliche, banale Engelein, das dankend den Applaus quittiert!

Ein neuer Truc, der neueste, mit dem sie soeben ihre Pariser Saison eröffnet hat: Ein riesiger weisser Berg, schön rund und sachte auffallend, wie der Fuji, ein schneeweisser Kegel und ganz oben als Spitze wie ein Knopf das Engelköpfchen, diesmal tragisch sphynxisch.

Man erfährt sogleich von dem Nachbarn, dass sie auf einer Kiste steht; die Sache ist so einfach wie möglich. Auf einmal zuckts in dem Berg, er bewegt sich, es ist kaum zum glauben, löst sich ganz und gar, und nun

verwandelt er sich in enorm grosse Flügel, die die ganze Höhe der Bühne füllen, haushoch. Und langsam, majestätisch beginnt ihr erhabenes Spiel, wie der heilige Hokuspokus hochwürdiger Priester. Ein langer Rhythmus, man müsste ägyptische Pyramidenchoräle dazu schreiben, monoton und tief. Langsam nähert sich die Bewegung einem gewissen, gehaltenen Höhepunkt, langsam nimmt sie ab, um wieder zum Berge zu werden, den man immer anschauen möchte, wie Hokusai seinen Fuji.

Aber das Frappanteste bleiben ihre Ornamente. In einem der tollen Tänze, wo man kaum noch den Farben und Linien zu folgen vermag und man wieder mit der Sehnsucht dahinterherhetzt, um einmal nichts mehr von ihr zu sehen, nur dieses Steigen und Fallen der Schleier, da verschwindet sie plötzlich, löscht aus. Es ist ganz dunkel, aber in dem Dunkel bewegt sichs, es sind glühende Punkte, die tanzen, es ist wie ein Tanz von Glühwürmchen, wie von Sternen. Sie ziehen weite, feurige Kreise, stellen sich in leuchtenden



Altdeutscher Holzschnitt unbekannter Herkunft aus der Hofbibliothek zu Wien



Altdeutscher Holzschnitt unbekannter Herkunft aus der Hofbibliothek zu Wien

Bergen neben einander, durchschlängeln sich, nur Punkte; kein Atom von menschlichen Bewegungen, von etwas Körperlichem; Ornamente, von einer Kühnheit, einer Reinheit, einer Mystik . . . Da hält man wirklich den Atem an. La Danse Mystique! . . .

DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE

Von Rainer Maria Rilke

Einst als am Saum der Wüsten sich
Aufthat die Hand des Herrn,
Wie eine Frucht, die sommerlich
Verkündet ihren Kern,
Da war ein Wunder: Fern
Erkannten und begrüssten sich
Drei Könige und ein Stern.
Drei Könige von Unterwegs
Und der Stern Überall,
Die zogen alle (überlegs!)
So rechts ein Rex und links ein Rex

Zu einem stillen Stall.
Was brachten die nicht alles mit
Zum Stall von Bethlehem. —
Weithin erklirrte jeder Schritt,
Und der auf einem Rappen ritt,
Sass samten und bequem.
Und der zu seiner Rechten ging,
Der war ein goldner Mann,
Und der zu seiner Linken fing
Mit Schwung und Schwing
Und Klang und Kling
Aus einem runden Silberding,
Das wiegend und in Ringen hing,
Ganz blau zu rauchen an.
Da lachte der Stern Überall
So seltsam über sie
Und lief voraus und stand am Stall
Und sagte zu Marie:

Da bring ich eine Wanderschaft
Aus vieler Fremde her;
Drei Könige mit magenkraft*,
Von Gold und Topas schwer,

* = Macht.

Und dunkel, tumb und heidenhaft, —
Erschrick mir nicht zu sehr.
Sie haben alle drei zuhaus
Zwölf Töchter, keinen Sohn, —
So bitten sie sich Deinen aus
Als Sonne ihres Himmelblaus
Und Trost für ihren Thron.
Doch musst Du nicht gleich glauben: bloss
Ein Funkelfürst und Heidenscheich
Sei Deines Sohnes Los.
Bedenk, der Weg ist gross;
Sie wandern lange, Hirten gleich,
Inzwischen fällt ihr reifes Reich
Weiss-Gott-Wem in den Schoss.
Und während hier, wie Westwind warm,
Der Ochs ihr Ohr umschnaubt,
Sind sie vielleicht schon alle arm
Und so wie ohne Haupt.
Drum mach mit Deinem Lächeln licht
Die Wirrnis, die sie sind, —
Und wende Du Dein Angesicht
Nach Aufgang — und Dein Kind;
Dort liegt in blauen Linien,
Was jeder Dir verhiess:

Smaragda und Rubinien
Und Thale von Türkis.

EINSIEDLER, SCHMETTERLING UND TEMPELHERR

Von R. Dehmel

Du weisst, Poet — begann der Tempelherr
und lächelte durch seinen weissen Bart —
ich las sie auf vom Weg, die jetzt mein
Weib ist.
Und dass sie, wider Sitte und Gesetz
des Ordens, mitging nach Jerusalem:
ich selber hiess sie mitgehn: das ging so zu.

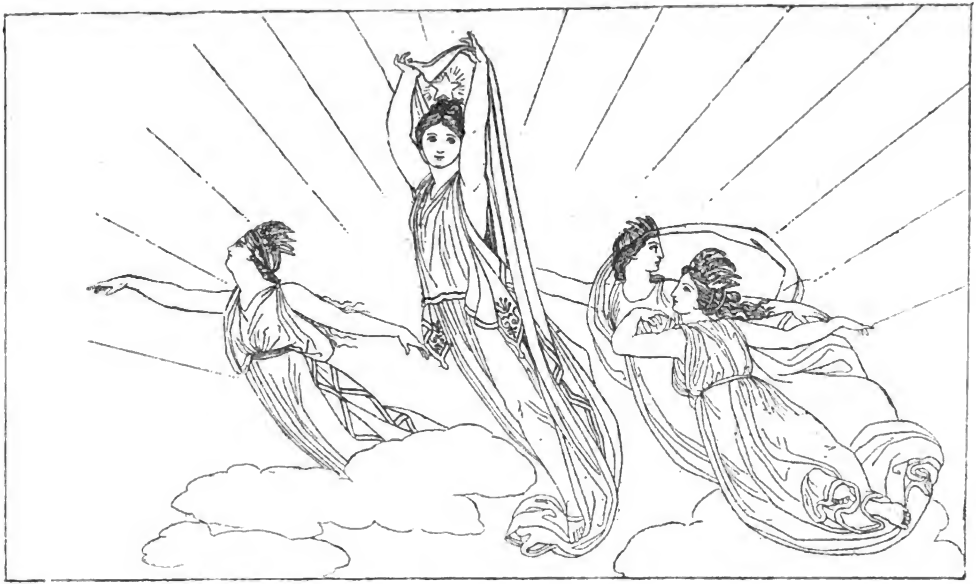
Wir trugen schon das Abschiedswort im Sinn,
es war an einem heissen Frühlingstag,
schier blendend flimmerte das junge Gras,
und die Gefallne liess es still geschehen,
dass ich mit ihr den Pfad vom Schloss zum
Ufer,
wo andern Tags das Schiff anlegen sollte,

gleichsam zur Herzensübung niederstieg.
Der Pfad bog sehr abschüssig hin und her;
ich brauchte sie, die stets wie ich gewillt war,
ihr Herzschlag geht dem meinen völlig gleich,
kaum mit der Hand zu stützen, so gefasst
vermied sie jeden lockern Stein im Gras,
als sie auf einmal fest um meinen Arm griff.
Dicht vor uns sonnte sich, beinah berührt
von meinem Schuh, auf einem Blütenkelch
des gelben Löwenzahns, ein saugender
ganz trunkner Schmetterling, ein Trauermantel.
Nun flog er taumelnd weg, zum nächsten Kelch,
dicht vor uns her, wir sahn ihn weitersaugen,
kaum atmend beide, wenn die blaugesäumten
tiefschwarzen Flügel vor Entzücken zuckten,
und immer weiter so, von Kelch zu Kelch,
dicht immer vor uns her den Pfad hinab,
fast bis zum Fluss; da krigte ihn der Wind
und trug ihn fort; wir blieben stehn im Wind.

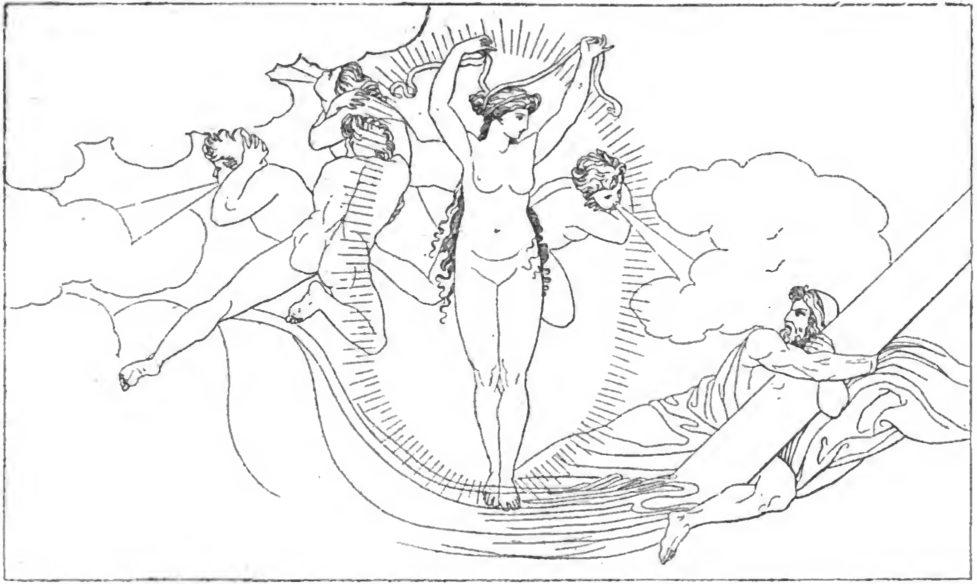
Und plötzlich steht, durch diesen Schmetterling
mir vorgerückt, vor meinem innern Blick
ein jahrelang vergessner Tag: ein Herbsttag.
Ich bin bei einem Freund, Einsiedler ist er;

er wars — man wusste nicht warum —
geworden;
an Jahren konnt er gut mein Vater sein.
Wir sind verloren in Gedanken; draussen
zerzaust der Bergwind seinen Blumengarten.
Er macht sein Bett, ein seltsam ungeschlachtes,
nach Bauernart bemaltes Ehebett;
da klopft es an die Thür. Er geht und öffnet;
und vor der Klause steht, bei seinen Blumen,
zerzaust wie sie, in schlechter schwarzer Tracht,
ein altes Weiblein, elend, scheu, verkommen,
das blickt ihn bettelnd an. Ich seh ihn noch:
auf seine grosse Stirne treten Flecken
wie von Faustschlägen, seine Finger beben,
die guten blauen Augen glänzen grausig,
er sagt: geh weg! ich kenne dich nicht mehr.
Er will die Thür zudrücken, sie versperrt sie:
Ich hab nur dich geliebet! bettelt sie.
Er tritt zurück, die rote Stirn wird blass,
die Augen kalt, er sagt: geh weg, du lügst.
Sie schleppt sich nach: Verzeih mir! bettelt sie.
Er sagt noch kälter: ich verzeih dir, geh.
Da fasst sie seine Hand, und wieder fliegt
der grauenhafte Glanz durch seine Augen —

DER MORGEN.



LEUCOTHEA RETTET DEN ULYSSES AUS DEM STURME



Du hast mich nit verstanden, Meiner! fleht sie:
ich war — doch eh sie enden kann, erbebt
der ganze breite Mann: Verstanden? schreit er
und hebt die Faust, ich will zuspringen, da:
laut schluchzend, Blut ausschluchzend vor ihn hin
knickt sie zusammen, schluchzt sie auf zu ihm:
ich war ein armer Schmetterling im Wind! —
Da hat er sich mit mir gebückt zu ihr
und nahm das alte Weiblein an sein Herz
und trug sie weinend in ihr altes Bett,
drin ist sie lächelnd andern Tags verstorben.

Nun weisst du — endete der Tempelherr
und lächelte durch seinen weissen Bart —
warum, Poet, trotz Sitte und Gesetz
des Ordens, sie, die jetzt mein Weib ist, nicht
den Weg zurückging, den sie zu mir kam.
Ich sagte ihr am Morgen meiner Abfahrt,
was mir in jenem stillen Augenblick,
als wir am Fluss im Wind beisammenstanden,
sie hatte mich mit keinem Hauch gestört,
ihr Atem geht dem meinen völlig gleich,
vor meinem innern Blick gestanden hatte,
und hiess sie mitgehn nach Jerusalem.

MEIN SPAZIERSTOCK

Von Detlev Freiherrn von Liliencron

Noch eine Stunde, und der Spass ist aus.
Dann treten die Gerichte in mein Haus
Und nehmen Wald und Feld und jedes Stück,
Das mir gehört. Und rollend jagt das Glück
Auf schneller Kugel durch die weite Welt,
Um launisch hier und da, wie's ihm gefällt,
Ein golden Röschen auf den Weg zu streun. —
Ich aber muss vor meinem Blick mich scheun,
Den mir der Spiegel höhnisch wiedergiebt.

Nur eine Stunde noch: Was ich geliebt,
In hundert Hände wird es übergehn.
Hör ich von fern nicht meine Wälder wehn?
Sie rufen mich zum allerletzten Mal,
Um mich zu trösten in der letzten Qual.

Nur eine Stunde noch. Mein Pferd, mein Pferd!
Noch bist du nicht von schmutziger Hand begehrt.
Und ohne Sattel, ohne Zaun und Zügel,
Im Mähnenschopf die Faust: der Hengst hat Flügel!

Ich steige ab und geh von Baum zu Baum,
Die Wipfel tuscheln wie ein trüber Traum.
Bei einer alten Eiche bleib ich stehn
Und muss in ihre krause Krone sehn.
Von ihren reichen Zweigen schneid ich ab
Zum Wanderschritt ins Elend einen Stab.
„Leb wohl, leb wohl," ruft mir die Riesin nach,
„Ich geb dir niemals mehr ein gastlich Dach."

Mein ganz Vermögen halt ich in der Hand:
Nun führe, Stock, mich fort ins fremde Land.

